This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07574779 4

Hess
NC

Von Hermann Hesse ist im gleichen Verlage erschien

Peter Camenzind. 43. Auflage.

Diesseits. Novellen. 16. Auflage.

Unterm Rad

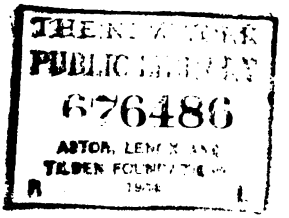
von

Hermann Hesse

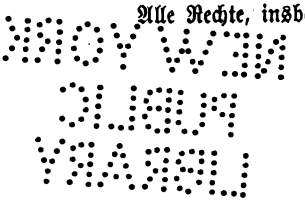
Sechzehnte Auflage

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

S. Fischer, Verlag, Berlin
1908



Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.



Erſtes Kapitel

Herr Joſeph Giebenrath, Zwiſchenhändler und Agent, zeichnete ſich durch keinerlei Vorzüge oder Eigenheiten vor ſeinen Mitbürgern aus. Er beſaß gleich ihnen eine breite, geſunde Figur, eine leidliche kommerzielle Begabung, verbunden mit einer aufrichtigen, herzlichen Verehrung des Geldes, ferner ein kleines Wohnhaus mit Gärtchen, ein Familiengrab auf dem Friedhof, eine etwas aufgeklärte und fadenſcheinig gewordene Kirchlichkeit, angemeſſenen Reſpekt vor Gott und der Obrigkeit und blinde Unterwürfigkeit gegen die ehernen Gebote der bürgerlichen Wohlanſtändigkeit. Er trank manchen Schoppen, war aber niemals betrunken. Er unternahm nebenher manche nicht einwandfreie Geſchäfte, aber er führte ſie nie über die Grenzen des formell Erlaubten hinaus. Er ſchimpfte ärmere Leute Hungerleider, reichere Leute Protzen. Er war Mitglied des Bürgervereins und

beteiligte sich jeden Freitag am Kegelschieben im „Adler", ferner an jedem Backtag sowie an den Voressen und Metzelsuppen. Er rauchte zur Arbeit billige Zigarren, nach Tisch und Sonntags eine feinere Sorte.

Sein inneres Leben war das des Philisters. Was er etwa an Gemüt besaß, war längst staubig geworden und bestand aus wenig mehr als einem traditionellen, barschen Familiensinn, einem Stolz auf seinen eigenen Sohn und einer gelegentlichen Schenklaune gegen Arme. Seine geistigen Fähigkeiten gingen nicht über eine angeborene, streng abgegrenzte Schlauheit und Rechenkunst hinaus. Seine Lektüre beschränkte sich auf die Zeitung, und um seinen Bedarf an Kunstgenüssen zu decken, war die jährliche Liebhaberaufführung des Bürgervereins und zwischenhinein der Besuch eines Zirkus hinreichend.

Er hätte mit jedem beliebigen Nachbarn Namen und Wohnung vertauschen können, ohne daß irgend etwas anders geworden wäre. Auch das Tiefste seiner Seele, das schlummerlose Mißtrauen gegen jede überlegene Kraft und Persönlichkeit und die instinktive, aus Neid erwachsene Feindseligkeit gegen alles Unalltägliche, Freiere, Feinere, Geistige

teilte er mit sämtlichen übrigen Hausvätern der Stadt.

Genug von ihm. Nur ein tiefer Ironiker wäre der Darstellung dieses flachen Lebens und seiner unbewußten Tragik gewachsen. Aber dieser Mann hatte einen einzigen Knaben, und von dem ist zu reden.

Hans Giebenrath war ohne Zweifel ein begabtes Kind; es genügte, ihn anzusehen, wie fein und abgesondert er zwischen den andern herumlief. Das kleine Schwarzwaldnest zeitigte sonst keine solchen Figuren, es war von dort nie ein Mensch ausgegangen, der einen Blick und eine Wirkung über das Engste hinaus gehabt hätte. Gott weiß, wo der Knabe die ernsthaften Augen und die gescheite Stirn und das Feine im Gang her hatte. Vielleicht von der Mutter? Sie war seit Jahren tot und man hatte zu ihren Lebzeiten nichts Auffallendes an ihr bemerkt, als daß sie ewig kränklich und bekümmert gewesen war. Der Vater kam nicht in Betracht. Also war wirklich einmal der geheimnisvolle Funke von oben in das alte Nest gesprungen, das in seinen acht bis neun Jahrhunderten so viele tüchtige Bürger, aber noch nie ein Talent oder Genie hervorgebracht hatte.

Ein feiner und modern geschulter Beobachter hätte, sich an die schwächliche Mutter und an das stattliche Alter der Familie erinnernd, von Hypertrophie der Intelligenz als Symptom einer einsetzenden Degeneration sprechen können. / Aber die Stadt war so glücklich, keine Leute von dieser Sorte zu beherbergen, und nur die Jüngeren und Schlaueren unter den Beamten und Schulmeistern hatten von der Existenz des „modernen Menschen" durch Zeitschriftenartikel eine unsichere Kunde. Man konnte dort noch leben und gebildet sein, ohne die Reden Zarathustras zu kennen; die Ehen waren solid und oft glücklich und das ganze Leben hatte einen unheilbar altmodischen Habitus. / Die warmgesessenen, wohlhabenden Bürger, von denen in den letzten zwanzig Jahren manche aus Handwerkern zu Fabrikanten geworden waren, nahmen zwar vor den Beamten die Hüte ab und suchten ihren Umgang, unter sich nannten sie sie aber Hungerleider und Schreibersknechte. Seltsamerweise kannten sie trotzdem keinen höheren Ehrgeiz als den, ihre Söhne womöglich studieren und Beamte werden zu lassen. Leider blieb dies so gut wie immer ein schöner, unerfüllter Traum, denn der Nachwuchs kam zumeist schon durch die Latein-

ſchule nur mit großem Ächzen und wiederholtem Sitzenbleiben hindurch.

Über Hans Giebenraths Begabung gab es keinen Zweifel. Die Lehrer, der Rektor, die Nachbarn, der Stadtpfarrer, die Mitſchüler und jedermann gab zu, der Bub ſei ein feiner Kopf und überhaupt etwas Beſonderes. Damit war ſeine Zukunft beſtimmt und feſtgelegt. Denn in ſchwäbiſchen Landen gibt es für begabte Knaben, ihre Eltern müßten denn reich ſein, nur einen einzigen ſchmalen Pfad: durchs Landexamen ins Seminar, von da ins Tübinger Stift und von dort entweder auf die Kanzel oder aufs Katheder. Jahr für Jahr betreten drei bis vier Dutzend Landesſöhne dieſen ſtillen, ſicheren Weg, magere, überarbeitete Neukonfirmierte, durchlaufen auf Staatskoſten die verſchiedenen Gebiete des humaniſtiſchen Wiſſens und treten acht oder neun Jahre ſpäter den zweiten, meiſt längeren Teil ihres Lebensweges an, auf welchem ſie dem Staate die erlittenen Wohltaten heimbezahlen ſollen.

In wenigen Wochen ſollte das „Landexamen“ wieder ſtattfinden. So heißt die jährliche Hekatombe, bei welcher „der Staat“ die geiſtige Blüte des Landes auswählt und während deren Dauer

aus Städtchen und Dörfern Seufzer, Gebete und Wünsche zahlreicher Familien sich nach der Hauptstadt richten, in deren Schoß die Prüfung vor sich geht.

Hans Giebenrath war der einzige Kandidat, den das Städtlein zum peinlichen Wettbewerb zu entsenden dachte. Die Ehre war groß, doch hatte er sie keineswegs umsonst. An die Schulstunden, die täglich bis vier Uhr dauerten, schloß sich die griechische Extralektion beim Rektor an, um sechs war dann der Herr Stadtpfarrer so freundlich, eine Repetitionsstunde in Latein und Religion zu geben, und zweimal in der Woche fand nach dem Abendessen noch eine einstündige Unterweisung beim Mathematiklehrer statt. / Im Griechischen wurde nächst den unregelmäßigen Zeitwörtern hauptsächlich auf die in den Partikeln auszudrückende Mannigfaltigkeit der Satzverknüpfungen Wert gelegt, im Latein galt es klar und knapp im Stil zu sein und namentlich die vielen prosodischen Feinheiten zu kennen, in der Mathematik wurde der Hauptnachdruck auf komplizierte Schlußrechnungen gelegt. Dieselben seien, wie der Lehrer häufig betonte, zwar scheinbar ohne Wert fürs spätere Studium und Leben, jedoch eben nur schein-

bar. In Wirklichkeit waren ſie ſehr wichtig, ja wichtiger als manche Hauptfächer, denn ſie bilden die logiſchen Fähigkeiten aus und ſind die Grundlage alles klaren, nüchternen und erfolgreichen Denkens.

Damit jedoch keine geiſtige Überlaſtung eintrete und damit nicht etwa über den Verſtandesübungen das Gemüt vergeſſen werde und verdorre, durfte Hans jeden Morgen, eine Stunde vor Schulbeginn, den Konfirmandenunterricht beſuchen, wo aus dem Brenziſchen Katechismus und aus dem anregenden Auswendiglernen und Aufſagen der Fragen und Antworten ein erfriſchender Hauch religiöſen Lebens in die jugendlichen Seelen drang. Leider verkümmerte er ſich dieſe erquickenden Stunden ſelbſt und beraubte ſich ihres Segens. Er legte nämlich heimlicherweiſe beſchriebene Zettel in ſeinen Katechismus, griechiſche und lateiniſche Vokabeln oder Übungsſtücke, und beſchäftigte ſich faſt die ganze Stunde mit dieſen weltlichen Wiſſenſchaften. Doch war immerhin ſein Gewiſſen nicht ſo abgeſtumpft, daß er dabei nicht fortwährend eine peinliche Unſicherheit und ein leiſes Angſtgefühl empfunden hätte. Wenn der Dekan in ſeine Nähe trat oder gar ſeinen Namen rief, zuckte

er jedesmal ſcheu zuſammen, und wenn er eine Antwort geben mußte, hatte er Schweiß auf der Stirn und Herzklopfen. Die Antworten aber waren tadellos richtig, auch in der Ausſprache, und darauf gab der Dekan ſehr viel.

Die Aufgaben, zum Schreiben oder zum Auswendiglernen, zum Repetieren und Präparieren, die ſich tagsüber von Lektion zu Lektion anſammelten, konnten dann am ſpätern Abend bei traulichem Lampenlicht zu Hauſe erledigt werden. Dieſes ſtille, vom häuslichen Frieden ſegensreich umhegte Arbeiten, dem der Klaſſenlehrer eine beſonders tiefe und fördernde Wirkung zuſprach, dauerte Dienstags und Samstags gewöhnlich nur etwa bis zehn Uhr, ſonſt aber bis elf, bis zwölf und gelegentlich noch darüber. Der Vater grollte ein wenig über den maßloſen Ölverbrauch, ſah dies Studieren aber doch mit wohlgefälligem Stolze an. Für etwaige Mußeſtunden und für die Sonntage, die ja den ſiebenten Teil unſeres Lebens ausmachen, war die Lektüre einiger in der Schule nicht geleſener Autoren und reichhaltiges Repetieren der Grammatik dringend empfohlen.

„Natürlich mit Maß, mit Maß! Ein, zweimal in der Woche ſpazierengehen iſt notwendig

und tut Wunder. Bei ſchönem Wetter kann man ja auch ein Buch mit ins Freie nehmen — du wirſt ſehen, wie leicht und fröhlich es ſich in der friſchen Luft draußen lernen läßt. Überhaupt Kopf hoch!“

Hans hielt alſo nach Möglichkeit den Kopf hoch, benützte von nun an auch die Spaziergänge zum Lernen und lief ſtill und verſcheucht mit übernächtigem Geſicht und blaurandigen, müden Augen herum.

„Was halten Sie von Giebenrath; er wird doch durchkommen?“ ſagte der Klaſſenlehrer einmal zum Rektor.

„Er wird, er wird,“ jauchzte der Rektor. „Das iſt einer von den ganz Geſcheiten; ſehen Sie ihn nur an, er ſieht ja direkt vergeiſtigt aus.“

In den letzten acht Tagen war die Vergeiſtigung eklatant geworden. In dem hübſchen, zarten Knabengeſicht brannten tiefliegende, unruhige Augen mit trüber Glut, auf der ſchönen Stirn zuckten feine, Geiſt verratende Falten und die ohnehin dünnen und hageren Arme und Hände hingen mit einer müden Grazie herab, die an Botticelli erinnerte.

Es war nun ſoweit. Morgen früh ſollte er

mit seinem Vater nach Stuttgart fahren und dort im Landexamen zeigen, ob er würdig sei, durch die schmale Klosterpforte des Seminars einzugehen. Eben hatte er seinen Abschiedsbesuch beim Rektor gemacht.

„Heute abend," sagte zum Schluß der gefürchtete Herrscher mit ungewöhnlicher Milde, „darfst du nichts mehr arbeiten. Versprich es mir. Du mußt morgen absolut frisch in Stuttgart antreten. Geh noch eine Stunde spazieren und nachher beizeiten zu Bett. Junge Leute müssen ihren Schlaf haben."

Hans war erstaunt, statt der gefürchteten Menge von Ratschlägen so viel Wohlwollen zu erleben, und trat aufatmend aus dem Schulhaus. Die großen Kirchberglinden glänzten matt im heißen Sonnenlicht des Spätnachmittags, auf dem Marktplatz plätscherten und blinkten beide großen Brunnen, über die unregelmäßige Linie der Dächerflucht schauten die nahen, blauschwarzen Tannenberge herein. Dem Buben war so, als hätte er das alles schon eine lange Zeit nicht mehr gesehen, und es kam ihm alles ungewöhnlich schön und verlockend vor. Zwar hatte er Kopfweh, aber heute brauchte er ja nichts mehr zu lernen.

Langſam ſchlenderte er über den Marktplatz, am alten Rathaus vorüber, durch die Marktgaſſe und an der Meſſerſchmiede vorbei zur alten Brücke. Dort bummelte er eine Weile auf und ab und ſetzte ſich ſchließlich auf die breite Brüſtung. Wochen- und monatelang war er Tag für Tag ſeine viermal hier vorbeigegangen und hatte keinen Blick für die kleine gotiſche Brückenkapelle gehabt, noch für den Fluß, noch für die Stellfalle, Wehr und Mühle, nicht einmal für die Badwieſe und für die weidenbeſtandenen Ufer, an denen ein Gerberplatz neben dem anderen lag, wo der Fluß tief, grün und ſtill wie ein See ſtand und wo die gebogenen, ſpitzen Weidenäſte bis ins Waſſer hinabhingen.

Nun fiel ihm wieder ein, wie viel halbe und ganze Tage er hier verbracht, wie oft er hier geſchwommen und getaucht und gerudert und geangelt hatte. Ach, das Angeln! Das hatte er nun auch faſt verlernt und vergeſſen, und im vergangenen Jahr hatte er ſo bitterlich geheult, als es ihm verboten worden war, der Examensarbeit wegen. Das Angeln! Das war doch das Schönſte in all den langen Schuljahren geweſen. Das Stehen im dünnen Weidenſchatten, das nahe

Rauſchen der Mühlenwehre, das tiefe, ruhige Waſſer! Und das Lichterſpiel auf dem Fluß, das ſanfte Schwanken der langen Angelrute, die Aufregung beim Anbeißen und Ziehen und die eigentümliche Freude, wenn man einen kühlen, feiſten, ſchwänzelnden Fiſch in der Hand hielt!

Er hatte doch manchen ſaftigen Karpfen herausgezogen, und Weißfiſche und Barben, auch von den delikaten Schleien und von den kleinen, ſeltenen, ſchönfarbigen Ellritzen. Lange blickte er über das Waſſer und beim Anblick des ganzen grünen Flußwinkels wurde er nachdenklich und traurig und fühlte die ſchönen, freien, verwilderten Knabenfreuden ſo weit dahinten liegen. Mechaniſch zog er ein Stück Brot aus der Taſche, formte große und kleine Kugeln daraus, warf ſie ins Waſſer und beobachtete, wie ſie ſanken und von den Fiſchen erſchnappt wurden. Zuerſt kamen die winzigen Goldfallen und Blecken, fraßen die kleineren Stücke begierig auf und ſtießen die großen mit hungrigen Schnauzen im Zickzack vor ſich her. Dann näherte ſich langſam und vorſichtig ein größerer Weißfiſch, deſſen dunkler, breiter Rücken ſich ſchwach vom Grunde abhob, umſegelte die Brotkugel bedächtig und ließ ſie dann im plötzlich

geöffneten, runden Maul verſchwinden. Vom trägfließenden Waſſer kam ein feuchtwarmer Duft herauf, ein paar helle Wolken ſpiegelten ſich undeutlich in der grünen Fläche, in der Mühle ächzte die Kreisſäge und beide Wehre rauſchten kühl und tieftönig ineinander. Der Knabe dachte an den Konfirmationsſonntag, der kürzlich geweſen war und an dem er ſich dabei ertappt hatte, daß er mitten in der Feierlichkeit und Rührung innerlich ein griechiſches Verbum memorierte. Auch ſonſt war es ihm in letzter Zeit oft ſo gegangen, daß er ſeine Gedanken untereinander brachte und auch in der Schule ſtatt an die vor ihm liegende Arbeit ſtets an die vorhergegangene oder an eine ſpätere dachte. Das Examen konnte ja gut werden!

Zerſtreut erhob er ſich von ſeinem Sitz und war unſchlüſſig, wohin er gehen ſolle. Er erſchrak heftig, als eine kräftige Hand ihn an der Schulter faßte und eine freundliche Männerſtimme ihn anredete.

„Grüß Gott, Hans, gehſt ein Stück mit mir?“

Das war der Schuhmachermeiſter Flaig, bei dem er früher zuweilen eine Abendſtunde verbracht hatte, jetzt aber ſchon lang keine mehr. Hans ging mit und hörte dem frommen Pietiſten

ohne rechte Aufmerksamkeit zu. Flaig sprach vom Examen, wünschte dem Jungen Glück und sprach ihm Mut zu, der Endzweck seiner Rede war aber, darauf hinzuweisen, daß so ein Examen doch nur etwas Äußerliches und Zufälliges sei. Durchzufallen sei keine Schande, das könne dem Besten passieren, und falls es ihm so gehen sollte, möge er bedenken, daß Gott mit jeder Seele seine besondern Absichten habe und sie eigene Wege führe.

Hans hatte dem Manne gegenüber kein ganz sauberes Gewissen. Er fühlte eine Hochachtung für ihn und sein sicheres, imponierendes Wesen, dennoch hatte er über die Stundenbrüder so viele Witze gehört und darüber mitgelacht, oft gegen sein besseres Wissen; außerdem hatte er sich seiner Feigheit zu schämen, denn seit einer gewissen Zeit mied er den Schuster fast ängstlich, seiner scharfen Fragen wegen. Seit er der Stolz seiner Lehrer und selber ein wenig hochmütig geworden war, hatte der Meister Flaig ihn oft so komisch angesehen und zu demütigen versucht. Darüber war dem wohlmeinenden Führer die Seele des Knaben allmählich entglitten, denn Hans stand in der Blüte des Knabentrotzes und hatte feine Fühler für jede unliebsame Berührung seines Selbstbewußtseins.

Nun schritt er neben dem Redenden hin und wußte nicht, wie besorgt und gütig ihn dieser von oben beschaute.

In der Kronengasse begegneten sie dem Stadtpfarrer. Der Schuster grüßte gemessen und kühl und hatte es plötzlich eilig, denn der Stadtpfarrer war ein Neumodischer und stand im Ruf, er glaube nicht einmal an die Auferstehung. Dieser nahm den Knaben mit sich.

„Wie geht's?" fragte er. „Du wirst froh sein, daß es jetzt so weit ist."

„Ja, 's ist mir schon recht."

„Nun, halte dich gut! Du weißt, daß wir alle Hoffnungen auf dich setzen. Im Latein erwarte ich eine besondere Leistung von dir."

„Wenn ich aber durchfalle," meinte Hans schüchtern.

„Durchfallen?!" Der Geistliche blieb ganz erschrocken stehen. „Durchfallen ist einfach unmöglich. Einfach unmöglich. Sind das Gedanken!"

„Ich meine nur, es könnte ja doch sein . . ."

„Es kann nicht, Hans, es kann nicht; darüber sei ganz beruhigt. Und nun grüß mir deinen Papa und sei mutig!"

Hans sah ihm nach; dann schaute er sich nach

dem Schuhmacher um. Was hatte der doch gesagt? Aufs Latein käme es nicht so sehr an, wenn man nur das Herz auf'm rechten Fleck habe und Gott fürchte. Der hatte gut reden. Und nun noch der Stadtpfarrer. Vor dem konnte er sich überhaupt nimmer sehen lassen, wenn er durchfiel.

Bedrückt schlich er nach Hause und in den kleinen, abschüssigen Garten. Hier stand ein morsches, längst nicht mehr benutztes Gartenhäuschen; darin hatte er seinerzeit einen Bretterstall gezimmert und drei Jahre lang Kaninchen drin gehabt. Im vorigen Herbst waren sie ihm weggenommen worden, des Examens wegen. Er hatte keine Zeit mehr für Zerstreuungen gehabt.

Auch im Garten war er schon lang nimmer gewesen. Der leere Verschlag sah baufällig aus, die Tropfsteingruppe in der Mauerecke war zusammengefallen, das kleine, hölzerne Wasserrädchen lag verbogen und zerbrochen neben der Wasserleitung. Er dachte an die Zeit, da er das alles gebaut und geschnitzt und seine Freude daran gehabt hatte. Es war auch schon zwei Jahre her — eine ganze Ewigkeit. Er hob das Rädchen auf, bog daran herum, zerbrach es vollends und warf es über den Zaun. Fort mit dem Zeug,

das war ja alles schon lang aus und vorbei. Dabei fiel ihm sein Schulfreund August ein. Der hatte ihm geholfen das Wasserrad zu bauen und den Hasenstall zu flicken. Nachmittage lang hatten sie hier gespielt, mit der Schleuder geschossen, den Katzen nachgestellt, Zelte gebaut und zum Vesper rohe gelbe Rüben gegessen. Dann war aber die Streberei losgegangen und August war vor einem Jahr aus der Schule getreten und Mechanikerlehrling geworden. Er hatte sich seither nur noch zweimal gezeigt. Freilich, auch der hatte jetzt keine Zeit mehr.

Wolkenschatten liefen eilig übers Tal, die Sonne stand schon nahe am Bergrand. Einen Augenblick hatte der Knabe das Gefühl, er müsse sich hinwerfen und heulen. Statt dessen holte er aus der Remise das Handbeil, schwang es mit den schmächtigen Ärmlein durch die Luft und hieb den Kaninchenstall in hundert Stücke. Die Latten flogen auseinander, die Nägel bogen sich knirschend, ein wenig verfaultes Hasenfutter, noch vom vorjährigen Sommer, kam zum Vorschein. Er hieb auf das alles los, als könnte er damit sein Heimweh nach den Hasen und nach August und nach all den alten Kindereien totschlagen.

„Na na na na na, was ſind denn das für Sachen?“ rief der Vater vom Fenſter her. „Was machſt du da?“

„Brennholz.“

Weiter gab er keine Antwort, ſondern warf das Beil weg, lief durch den Hof auf die Gaſſe und dann am Ufer flußaufwärts. Draußen in der Nähe der Brauerei ſtanden zwei Flöße angebunden. Mit ſolchen war er früher oft ſtundenweit flußab gefahren, an warmen Sommernachmittagen, vom Fahren auf dem zwiſchen den Stämmen klatſchenden Waſſer zugleich erregt und eingeſchläfert. Er ſprang auf die loſen, ſchwimmenden Stämme hinüber, legte ſich auf einen Weidenhaufen und verſuchte ſich vorzuſtellen, der Floß ſei unterwegs, fahre bald raſch, bald zögernd an Wieſen, Äckern, Dörfern und kühlen Waldrändern vorüber, unter Brücken und aufgezogenen Stellfallen durch, und er liege darauf und alles wäre wieder wie ſonſt, da er noch am Kapfberg Haſenfutter holte, in den Gerbergärten am Ufer angelte und noch kein Kopfweh und keine Sorge hatte.

Müd und verdroſſen kam er zum Nachteſſen heim. Der Vater war wegen der bevorſtehenden

Examensreise nach Stuttgart heillos aufgeregt und fragte ein dutzendmal, ob die Bücher eingepackt seien, ob er den schwarzen Anzug bereit gelegt habe, ob er nicht unterwegs noch in der Grammatik lesen wolle, ob er sich wohl fühle. Hans gab kurze bissige Antworten, aß wenig und sagte bald Gutnacht.

„Gut Nacht, Hans. Schlaf nur gut! Also um sechs Uhr weck ich dich morgen. Hast du auch den Lexikon nicht vergessen?"

„Nein, ich hab „den" Lexikon nicht vergessen. Gut Nacht!"

Auf seinem Stüblein saß er noch lang ohne Licht wach. Das war bis jetzt der einzige Segen, den ihm die Examengeschichte gebracht hatte — das eigene kleine Zimmer, in dem er Herr war und nicht gestört wurde. Hier hatte er im Kampf mit Ermüdung, Schlaf und Kopfweh lange Abendstunden über Cäsar, Xenophon, Grammatiken, Wörterbüchern und mathematischen Aufgaben verbrütet, zäh, trotzig und ehrgeizig, oft auch der Verzweiflung nah. Hier hatte er aber auch die paar Stunden gehabt, die ihm mehr wert waren als alle verlorenen Knabenlustbarkeiten, jene paar traumhaft seltsamen Stunden voll Stolz und

Rausch und Siegesmut, in denen er sich über Schule, Examen und alles hinweg in einen Kreis höherer Wesen hinübergeträumt und gesehnt hatte. Da hatte ihn eine freche, selige Ahnung ergriffen, daß er wirklich etwas anderes und besseres sei als die dickbackigen, gutmütigen Kameraden und auf sie vielleicht einmal aus entrückter Höhe überlegen herabsehen dürfe. Auch jetzt atmete er auf, als sei in diesem Stüblein eine freiere und kühlere Luft, setzte sich aufs Bett und verdämmerte ein paar Stunden in Träumen, Wünschen und Ahnungen. Langsam fielen die hellen Lider ihm über die großen, überarbeiteten Augen, öffneten sich nochmals, blinzelten und fielen wieder herab, der blasse Knabenkopf sank auf die hagere Schulter, die dünnen Arme streckten sich müde aus. Er war in den Kleidern eingeschlafen und die leise, mütterliche Hand des Schlummers ebnete die Wogen in seinem unruhigen Kinderherzen und löschte die kleinen Falten auf seiner hübschen Stirn.

Es war unerhört. Der Herr Rektor hatte sich, trotz der frühen Stunde, selber auf den Bahnhof bemüht. Herr Giebenrath stak im schwarzen

Gehrock und konnte vor Aufregung, Freude und Stolz gar nicht stillstehen; er trippelte nervös um den Rektor und um Hans herum, ließ sich vom Stationsvorstand und von allen Bahnangestellten gute Reise und viel Glück zu seines Sohnes Examen wünschen und hatte seinen kleinen, steifen Koffer bald in der linken, bald in der rechten Hand. Den Regenschirm hielt er einmal unter den Arm, dann wieder zwischen die Knie geklemmt, ließ ihn einigemal fallen und stellte dann jedesmal den Koffer ab, um ihn wieder aufheben zu können. Man hätte meinen sollen, er reise nach Amerika und nicht mit Retourbillett nach Stuttgart. Der Sohn schien ganz ruhig, doch würgte ihn die heimliche Angst in der Kehle.

Der Zug kam an und hielt, man stieg ein, der Rektor winkte mit der Hand, der Vater zündete sich eine Zigarre an, unten verschwand im Tal die Stadt und der Fluß. Die Reise war für beide eine Qual.

In Stuttgart lebte der Vater plötzlich auf und begann fröhlich, leutselig und weltmännisch zu werden; ihn beseelte die Wonne des Kleinstädters, der für ein paar Tage in die Residenz gekommen ist. Hans aber wurde stiller und ängst-

licher, eine tiefe Beklemmung ergriff ihn beim Anblick der Stadt; die fremden Gesichter, die protzig hohen, aufgedonnerten Häuser, die langen, ermüdenden Wege, die Pferdebahnen und der Straßenlärm verschüchterten ihn und taten ihm weh. Man logierte bei einer Tante und dort drückten die fremden Räume, die Freundlichkeit und Gesprächigkeit der Tante, das lange zwecklose Herumsitzen und das ewige aufmunternde Zureden des Vaters den Knaben vollends ganz zu Boden. Fremd und verloren hockte er im Zimmer herum, und wenn er die ungewohnte Umgebung, die Tante und ihre städtische Toilette, die großmustrige Tapete, die Stutzuhr, die Bilder an der Wand oder durchs Fenster die geräuschvolle Straße ansah, kam er sich ganz verraten vor und es schien ihm dann, er sei schon eine Ewigkeit von Hause fort und habe alles mühselig Gelernte einstweilen völlig vergessen.

Nachmittags hatte er nochmals die griechischen Partikeln durchnehmen wollen, aber die Tante schlug einen Spaziergang vor. Einen Augenblick tauchte vor Hansens innerem Blick etwas wie Wiesengrün und Waldgebrause auf und er sagte freudig zu. Bald genug sah er aber, daß auch

das Spazierengehen hier in der großen Stadt eine andere Art von Vergnügen sei als daheim.

Er ging allein mit der Tante, da der Papa in der Stadt Besuche machte. Schon auf der Treppe ging das Elend los. Man begegnete im ersten Stockwerk einer dicken, hoffärtig aussehenden Dame, vor welcher die Tante einen Knix machte und die sofort mit großer Eloquenz zu plaudern begann. Der Halt dauerte mehr als eine Viertelstunde. Hans stand daneben, an das Treppengeländer gepreßt, wurde vom Hündlein der Dame berochen und angegrollt und begriff undeutlich, daß man auch über ihn spreche, denn die fremde Dicke blickte ihn wiederholt durch den Zwicker von oben bis unten an. Kaum war man dann auf der Straße, so trat die Tante in einen Laden und es dauerte eine gute Weile, bis sie wiederkam. Inzwischen stand Hans schüchtern auf der Straße, wurde von Vorübergehenden beiseite geschoben und von Gassenbuben verhöhnt. Als die Tante aus dem Laden zurückkam, überreichte sie ihm eine Tafel Schokolade und er bedankte sich höflich, obwohl er Schokolade nicht mochte. An der nächsten Ecke bestieg man die Pferdebahn und nun ging es unter beständigem

Geklingel im überfüllten Wagen durch Straßen und wieder Straßen, bis man endlich eine große Allee und Gartenanlage erreichte. Dort lief ein Springbrunnen, blühten umzäunte Zierbeete und schwammen Goldfische in einem kleinen künstlichen Weiher. Man wandelte auf und ab, hin und her und im Kreise, zwischen einem Schwarm von andern Spaziergängern, und sah eine Menge von Gesichtern, eleganten und anderen Kleidern, Fahrrädern, Krankenfahrstühlen und Kinderwagen, hörte ein Gewirre von Stimmen und atmete eine warme, staubige Luft. Zum Schluß nahm man auf einer Bank neben anderen Leuten Platz. Die Tante hatte fast die ganze Zeit drauf los gesprochen, nun seufzte sie, lächelte den Knaben liebevoll an und forderte ihn auf, jetzt seine Schokolade zu essen. Er wollte nicht.

„Lieber Gott, du wirst dich doch nicht genieren? Nein, iß nur, iß!“

Da zog er sein Täfelchen heraus, zerrte eine Weile am Silberpapier und biß schließlich ein ganz kleines Stückchen ab. Schokolade mochte er nun einmal ums Leben nicht, aber er wagte es der Tante nicht zu sagen. Während er noch an dem Bissen sog und würgte, hatte die Tante einen

Bekannten unter der Menge entdeckt und stürmte davon.

„Bleib nur hier sitzen, ich bin gleich wieder da.“

Hans benützte aufatmend die Gelegenheit und schleuderte seine Schokolade weit weg in den Rasen. Dann schlenkerte er die Beine im Takt, starrte die vielen Leute an und kam sich unglücklich vor. Am Ende begann er wieder einmal die Unregelmäßigen herzusagen, aber zu seinem tödlichen Schrecken wußte er fast nichts mehr. Alles rein vergessen! Und morgen war Landexamen.

Die Tante kam zurück und hatte inzwischen in Erfahrung gebracht, es gebe dies Jahr einhundertundachtzehn Kandidaten zum Landexamen. Bestehen konnten aber nur sechsunddreißig. Da fiel dem Knaben das Herz vollends in die Hosen und er sprach auf dem ganzen Heimweg kein Wort mehr. Zu Haus bekam er Kopfweh, wollte wieder nichts essen und war so desperat, daß der Vater ihn tüchtig ausschalt und daß ihn sogar die Tante unausstehlich fand. In der Nacht schlief er schwer und tief, von scheußlichen Traumszenen verfolgt. Er sah sich mit den einhundertundsiebzehn Kameraden im Examen sitzen, der Prüfende sah bald

dem Stadtpfarrer zuhaus, bald der Tante ähnlich und häufte vor ihm Berge von Schokolade auf, die er essen sollte. Und während er unter Tränen aß, sah er die übrigen einen um den andern aufstehen und durch eine kleine Türe verschwinden. Alle hatten ihren Berg gegessen, seiner aber wurde unter seinen Augen größer und größer, quoll über Tisch und Bank und schien ihn ersticken zu wollen.

Am folgenden Morgen, während Hans Kaffee trank und die Uhr nicht aus den Augen ließ, um ja nicht zu spät in die Prüfung zu kommen, wurde seiner im Heimatstädtchen von Vielen gedacht. Zuerst vom Schuhmacher Flaig; der sprach vor der Morgensuppe sein Gebet, die Familie samt den Gesellen und beiden Lehrlingen stand im Kreis um den Tisch, und seinem gewöhnlichen Frühgebet fügte der Meister heute die Worte bei: „O Herr, halte deine Hand auch über den Schüler Hans Giebenrath, der heute ins Examen tritt, segne und stärke ihn und laß ihn einmal einen rechten und wackeren Verkündiger deines göttlichen Namens werden!“

Der Stadtpfarrer betete zwar nicht für ihn, sagte aber beim Frühstück zu seiner Frau: „Jetzt

geht der Giebenrathle ins Examen. Aus dem wird noch was Beſonderes; man wird ſchon auf ihn aufmerkſam werden und dann ſchadet es nichts, daß ich ihm mit den Lateinſtunden beigeſprungen bin."

Der Klaſſenlehrer, ehe er die Stunde begann, ſagte zu ſeinen Schülern: „So, jetzt fängt in Stuttgart das Landexamen an und wir wollen dem Giebenrath alles Gute wünſchen. Nötig hat er's zwar nicht, denn von ſolchen Faulpelzen, wie ihr ſeid, ſteckt er ſeine zehn in den Sack." Und auch die Schüler dachten nun faſt alle an den Abweſenden, namentlich aber die vielen, die auf ſein Durchkommen oder Durchfallen untereinander Wetten abgeſchloſſen hatten.

Und da denn herzliche Fürbitte und innige Teilnahme mit Leichtigkeit über große Strecken hinweg in die Ferne wirken, bekam auch Hans es zu ſpüren, daß man zu Hauſe an ihn dachte. Zwar ging er mit Herzklopfen, von ſeinem Vater begleitet, in den Prüfungsſaal, folgte ſcheu und erſchrocken den Anweiſungen des Famulus und ſchaute ſich in dem großen, von blaſſen Knaben erfüllten Raume um wie ein Verbrecher in der Folterkammer. Als aber der Profeſſor gekommen

war, Ruhe gebot und den Text zur lateiniſchen Stilübung diktierte, fand Hans aufatmend dieſelbe lächerlich leicht. Raſch und faſt fröhlich machte er ſein Konzept, ſchrieb es dann bedächtig und ſauber ins Reine und war einer von den Erſten, die ihre Arbeit ablieferten. Zwar verfehlte er darauf den Weg zum Haus der Tante und irrte zwei Stunden in den heißen Stadtſtraßen umher, doch ſtörte ihm das ſein wiedergefundenes Gleichgewicht nicht erheblich; er war ſogar froh, der Tante und dem Vater noch für eine Weile zu entrinnen und kam ſich, durch die fremden, lärmigen Reſidenzſtraßen wandernd, wie ein waghalſiger Abenteurer vor. Als er ſich endlich mit Mühe durchgefragt und heimgefunden hatte, wurde er mit Fragen beſtürmt.

„Wie iſt's gegangen? Wie iſt's geweſen? Haſt du dein Sach gekonnt?“

„Leicht iſt's geweſen,“ ſagte er ſtolz, „das hätt' ich in der fünften Klaſſe ſchon überſetzen können.“

Und er aß mit redlichem Hunger.

Den Nachmittag hatte er frei. Der Papa ſchleppte ihn bei einigen Verwandten und Freunden herum. Bei einem derſelben fanden ſie einen ſchwarz gekleideten, ſchüchternen Buben, der von

Göppingen hergekommen war, ebenfalls um das Landexamen zu machen. Die Knaben blieben ſich ſelbſt überlaſſen und ſahen einander ſcheu und neugierig an.

„Wie iſt dir die lateiniſche Arbeit vorgekommen? Leicht, nicht wahr?“ fragte Hans.

„Rieſig leicht. Aber das iſt gerade der Kaſus, in leichten Arbeiten macht man die meiſten Schnitzer. Man paßt nicht auf. Und verborgene Fallen werden ſchon auch drin geweſen ſein.“

„Meinſt du?“

„Natürlich. So dumm ſind die Herren nicht.“

Hans erſchrak ein wenig und wurde nachdenklich. Dann fragte er zaghaft: „Haſt du den Text noch da?“

Der andere brachte ſein Heft und nun nahmen ſie zuſammen die ganze Arbeit durch, Wort für Wort. Der Göppinger ſchien ein raffinierter Lateiner zu ſein, wenigſtens brauchte er zweimal grammatikaliſche Bezeichnungen, die Hans überhaupt noch nie gehört hatte.

„Und was kommt wohl morgen dran?“

„Griechiſch und Aufſatz.“

Dann erkundigte ſich der Göppinger, wie viel Examinanden aus Hanſens Schule gekommen ſeien.

„Keiner," sagte Hans, „bloß ich."

„Au, wir Göppinger sind zu zwölft! Drei ganz Gescheite sind dabei, von denen erwartet man, daß sie unter die Ersten kommen. Voriges Jahr war der Primus auch ein Göppinger. — Gehst du aufs Gymnasium, falls du durchfällst?"

Davon war noch gar nie die Rede gewesen.

„Ich weiß nicht . . . Nein, ich glaube nicht."

„So? Ich studiere auf alle Fälle, auch wenn ich jetzt durchfalle. Dann läßt mich meine Mutter nach Ulm."

Das imponierte Hans gewaltig. Auch die zwölf Göppinger mit den drei ganz Gescheiten machten ihm Angst. Da konnte er sich ja nimmer sehen lassen.

Zu Hause setzte er sich hin und nahm die Verba auf mi noch einmal durch. Aufs Lateinische hatte er gar keine Angst gehabt, da fühlte er sich sicher. Aber mit dem Griechischen ging es ihm eigentümlich. Er hatte es gern, er schwärmte fast dafür, aber nur fürs Lesen. Namentlich Xenophon war so schön und beweglich und frisch geschrieben, alles klang heiter, hübsch und kräftig und hatte einen flotten, freien Geist, auch war alles leicht zu verstehen. Aber sobald es an die

Grammatik ging, oder vom Deutſchen ins Griechiſche überſetzt werden mußte, fühlte er ſich in ein Labyrinth von widerſtreitenden Regeln und Formen verirrt und empfand vor der fremden Sprache faſt dieſelbe angſtvolle Scheu wie ſeinerzeit in der erſten Lektion, als er noch nicht einmal das griechiſche Alphabet leſen konnte.

Am andern Tage kam richtig Griechiſch an die Reihe und nachher deutſcher Aufſatz. Die griechiſche Arbeit war ziemlich lang und gar nicht leicht, das Aufſatzthema war heikel und konnte mißverſtanden werden. Von zehn Uhr an wurde es ſchwül und heiß im Saal. Hans hatte keine gute Schreibfeder und verdarb zwei Bogen Papier, bis die griechiſche Arbeit ins Reine geſchrieben war. Beim Aufſatz kam er in die größte Not durch einen dreiſten Nebenſitzer, der ihm ein Blatt Papier mit einer Frage zuſchob und ihn durch Rippenſtöße zum Antworten drängte. Der Verkehr mit den Banknachbarn war aufs allerſtrengſte verboten und zog unerbittlich den Ausſchluß vom Examen nach ſich. Zitternd vor Furcht ſchrieb er auf den Zettel: „Laß mich in Ruhe“ und wandte dem Frager den Rücken. Es war auch ſo heiß. Sogar der Aufſichtsprofeſſor, der beharrlich und

gleichmäßig den Saal abſchritt und keinen Augenblick ruhte, fuhr ſich mehrmals mit dem Sacktuch übers Geſicht. Hans ſchwitzte in ſeinem dicken Konfirmationsanzug, bekam Kopfweh und gab ſchließlich ſeine Bogen ganz unglücklich ab, mit dem Gefühl, ſie ſtecken voller Fehler und mit dem Examen ſei es nun wohl fertig.

Bei Tiſch ſagte er kein Wort, ſondern zuckte auf alle Fragen nur die Achſeln und machte ein Geſicht wie ein Delinquent. Die Tante tröſtete, aber der Vater regte ſich auf und wurde ungemütlich. Nach dem Eſſen nahm er den Buben mit ins Nebenzimmer und ſuchte ihn nochmals auszufragen.

„Schlecht iſt's gegangen," ſagte Hans.

„Warum haſt du nicht aufgepaßt? Man kann ſich doch auch zuſammennehmen, zum Teufel."

Hans ſchwieg und als der Vater anfing zu ſchimpfen, wurde er rot und ſagte: „Du verſtehſt doch nichts vom Griechiſchen!"

Das ſchlimmſte war, daß er um zwei Uhr ins Mündliche mußte. Davor graute ihm am meiſten. Unterwegs auf der glühend heißen Stadtſtraße wurde ihm ganz elend und er konnte vor

Leid und Angſt und Schwindel kaum mehr aus den Augen ſehen.

Zehn Minuten lang ſaß er vor drei Herren an einem großen grünen Tiſch, überſetzte ein paar lateiniſche Sätze und gab auf die geſtellten Fragen Antwort. Zehn Minuten ſaß er dann vor drei anderen Herren, überſetzte Griechiſch und wurde wieder allerlei gefragt. Zum Schluß wollte man einen unregelmäßig gebildeten Aoriſt von ihm wiſſen, aber er gab keine Antwort.

„Sie können gehen, dort, die Türe rechts.“

Er ging, aber in der Türe fiel ihm nun doch der Aoriſt noch ein. Er blieb ſtehen.

„Gehen Sie,“ rief man ihm zu, „gehen Sie! Oder ſind Sie etwa unwohl?“

„Nein, aber der Aoriſt iſt mir jetzt eingefallen.“

Er rief ihn ins Zimmer hinein, ſah einen der Herren lachen und ſtürzte mit brennendem Kopf davon. Dann verſuchte er ſich auf die Fragen und auf ſeine Antworten zu beſinnen, aber alles ging ihm durcheinander. Er ſah nur immer wieder die große, grüne Tiſchfläche, die drei alten, ernſten Herren in Gehröcken, das aufgeſchlagene Buch und ſeine zitternd daraufgelegte Hand.

Herrgott, was mochte er für Antworten gegeben haben!

Als er durch die Straßen schritt, kam es ihm vor, als sei er schon wochenlang hier und könne nie mehr wegkommen. Wie etwas sehr weit Entferntes, vor langer Zeit einmal Gesehenes erschien ihm das Bild des väterlichen Gartens, die tannenblauen Berge, die Angelplätze am Fluß. O, wenn er heut noch heimreisen dürfte! Es hatte doch keinen Wert mehr dazubleiben, das Examen war jedenfalls verpfuscht.

Er kaufte sich einen Milchwecken und trieb sich den ganzen geschlagenen Nachmittag sträßlings herum, um nur dem Vater nicht Rede stehen zu müssen. Als er endlich heimkam, war man in Sorge um ihn gewesen, und da er erschöpft und elend aussah, gab man ihm eine Eiersuppe und schickte ihn ins Bett. Morgen kam noch Rechnen und Religion daran, dann konnte er wieder abreisen.

Es ging am folgenden Vormittag ganz gut. Hans empfand es als bittere Ironie, daß ihm heute alles gelang, nachdem er gestern in den Hauptfächern so Pech gehabt hatte. Einerlei, jetzt nur fort, nach Hause!

„Das Examen ist aus, jetzt können wir heimreisen," meldete er bei der Tante.

Sein Vater wollte heute noch dableiben. Man wollte nach Cannstatt fahren und dort im Kurgarten Kaffee trinken. Hans bat aber so flehentlich, daß der Vater ihm erlaubte, schon heute allein abzureisen. Er wurde auf den Zug gebracht, erhielt sein Billett, bekam von der Tante einen Kuß und etwas zu essen mit und fuhr nun erschöpft und gedankenlos durch das grüne Hügelland heimwärts. Erst als die blauschwarzen Tannenberge auftauchten, kam ein Gefühl von Freude und Erlösung über den Knaben. Er freute sich auf die alte Magd, auf sein Stübchen, auf den Rektor, auf das gewohnte niedere Schulzimmer und auf alles.

Zum Glück waren keine neugierigen Bekannten auf dem Bahnhof und er konnte mit seinem Paketchen unbemerkt nach Hause eilen.

„Ist's schön gewest in Stuttgart?" fragte die alte Anna.

„Schön? Ja meinst du denn, ein Examen sei was Schönes? Ich bin bloß froh, daß ich wieder da bin. Der Vater kommt erst morgen."

Er trank einen Napf frische Milch, holte die

vor'm Fenster hängende Badhose herein und lief davon, aber nicht zu der Wiese, wo alle anderen ihren Badplatz hatten.

Er ging weit vor die Stadt hinaus zur „Waage", wo das Wasser tief und langsam zwischen hohem Gebüsch dahinfließt. Dort entkleidete er sich, steckte die Hand und darauf den Fuß tastend ins kühle Wasser, schauderte ein wenig und warf sich dann mit schnellem Sturz in den Fluß. Langsam gegen die schwache Strömung schwimmend fühlte er Schweiß und Angst dieser letzten Tage von sich gleiten und während seinen schmächtigen Leib der Fluß kühlend umarmte, nahm seine Seele mit neuer Lust von der schönen Heimat Besitz. Er schwamm rascher, ruhte, schwamm wieder und fühlte sich von einer wohligen Kühle und Müdigkeit umfangen. Auf dem Rücken liegend ließ er sich wieder flußab treiben, horchte auf das feine Summen der in goldigen Kreisen schwärmenden Abendfliegen, sah den Späthimmel von kleinen, raschen Schwalben durchschnitten und von der schon verschwundenen Sonne hinter den Bergen hervor rosig beglänzt. Als er wieder in den Kleidern war und träumerisch nach Hause schlenderte, war das Tal schon voll Schatten.

Er kam am Garten des Händlers Sackmann vorbei, in dem er noch als ganz kleiner Bub einmal mit ein paar andern unreife Pflaumen gestohlen hatte. Und am Kirchnerschen Zimmerplatz, wo die weißen Tannenbalken herumlagen, unter denen er früher immer Regenwürmer zum Angeln gefunden hatte. Er kam auch am Häuschen des Inspektors Geßler vorüber, dessen Tochter Emma er vor zwei Jahren auf dem Eis so gern den Hof gemacht hätte. Sie war das zierlichste und eleganteste Schulmädel der Stadt gewesen, gleich alt wie er, und er hatte damals eine Zeitlang nichts so sehnlich gewünscht, als einmal mit ihr zu reden oder ihr die Hand zu geben. Es war nie dazu gekommen, er hatte sich zu sehr geniert. Seither war sie in eine Pension geschickt worden und er wußte kaum mehr, wie sie aussah. Doch fielen diese Bubengeschichten ihm jetzt wieder ein, wie aus weitester Ferne her, und sie hatten so starke Farben und einen so seltsam ahnungsvollen Duft, wie nichts von allem seither Erlebten. Das waren noch Zeiten gewesen, als man abends bei Nascholds Liese im Torweg saß, Kartoffeln schälte und Geschichten anhörte, als man Sonntags in aller Frühe mit hochgekrempelten Hosen

und ſchlechtem Gewiſſen beim untern Wehr ins Krebſen oder auf den Goldfallenfang gegangen war, um nachher in durchnäßten Sonntagskleidern vom Vater Prügel zu bekommen! Es hatte damals ſo viel rätſelhafte und ſeltſame Dinge und Leute gegeben, an die er nun ſchon lange gar nimmer gedacht hatte! Der Schuhmächerle mit dem krummen Hals, der Strohmeyer, von dem man ſicher wußte, daß er ſein Weib vergiftet hatte, und der abenteuerliche „Herr Beck“, der mit Stecken und Schnappſack das ganze Oberamt durchſtrich und dem man Herr ſagte, weil er früher ein reicher Mann geweſen war und vier Pferde ſamt Equipage beſeſſen hatte. Hans wußte von ihnen nichts mehr als die Namen und empfand dunkel, daß dieſe obſkure, kleine Gaſſenwelt ihm verloren gegangen war, ohne daß etwas Lebendiges und Erlebenswertes ſtatt deſſen gekommen wäre.

Da er für den folgenden Tag noch Urlaub hatte, ſchlief er morgens in den Tag hinein und genoß ſeine Freiheit. Mittags holte er den Vater ab, der noch von allen den Stuttgarter Genüſſen ſelig erfüllt war.

„Wenn du beſtanden haſt, darfſt du dir

etwas wünſchen," ſagte er gutgelaunt. „Überleg' dir's!"

„Nein, nein," ſeufzte der Knabe, „ich bin ſicher durchgefallen."

„Dummes Zeug, was wirſt du auch! Wünſch' dir lieber was, eh's mich reut."

„Angeln möcht ich in den Ferien wieder. Darf ich?"

„Gut, du darfſt, wenn's Examen beſtanden iſt."

Am nächſten Tage, einem Sonntag, ging ein Gewitter und Platzregen nieder und Hans ſaß ſtundenlang leſend und nachdenkend in ſeiner Stube. Er überdachte ſeine Stuttgarter Leiſtungen nochmals genau und kam immer wieder zu dem Ergebnis, er habe heillos Pech gehabt und hätte viel beſſere Arbeiten machen können. Zum Beſtehen würde es nun auf keinen Fall mehr reichen. Das dumme Kopfweh! Allmählich bedrückte ihn eine wachſende Bangigkeit und ſchließlich trieb eine ſchwere Sorge ihn zu ſeinem Vater hinüber.

„Du, Vater!"

„Was willſt?"

„Etwas fragen. Wegen dem Wünſchen. Ich will lieber das Angeln bleiben laſſen."

„So, warum denn jetzt das wieder?“

„Weil ich . . . . . Ach, ich wollte fragen, ob ich nicht . . . . .“

„Heraus damit, ist das eine Komödie! Also was?“

„Ob ich aufs Gymnasium darf, wenn ich durchfalle.“

Herr Giebenrath war sprachlos.

„Was? Gymnasium?“ brach er dann los. „Du aufs Gymnasium? Wer hat dir das in den Kopf gesetzt?“

„Niemand. Ich meine nur so.“

Die Todesangst stand ihm im Gesicht zu lesen. Der Vater sah es nicht.

„Geh', geh',“ sagte er unwillig lachend. „Das sind Überspanntheiten. Aufs Gymnasium! Du meinst wohl, ich sei Kommerzienrat.“

Er winkte so heftig ab, daß Hans es aufgab und verzweifelnd hinausging.

„Ist das ein Bub!“ grollte er hinter ihm her. „Nein so was! Jetzt will er gar noch aufs Gymnasium! Ja prosit, da brennst du dich.“

Hans saß eine halbe Stunde lang auf dem Fensterſimsen, stierte auf den frisch geputzten Dielenboden und versuchte sich vorzustellen, wie das

ſein würde, wenn es nun wirklich mit Seminar und Gymnaſium und Studieren nichts wäre. Man würde ihn als Lehrling in einen Käsladen oder auf ein Bureau tun und er würde zeitlebens einer von den gewöhnlichen armſeligen Leuten ſein, die er verachtete und über die er abſolut hinaus wollte. Sein hübſches, kluges Schülergeſicht verzog ſich zu einer Grimaſſe voll Zorn und Leid, wütend ſprang er auf, ſpuckte aus, ergriff die daliegende lateiniſche Chreſtomathie und warf das Buch mit aller Wucht an die nächſte Wand. Dann lief er in den Regen hinaus.

Am Montag früh ging er wieder in die Schule.

„Wie geht's?“ fragte der Rektor und gab ihm die Hand. „Ich dachte, du würdeſt ſchon geſtern zu mir kommen. Wie war's denn im Examen?“

Hans ſenkte den Kopf.

„Na, was denn? Iſt's dir ſchlecht gegangen?“

„Ich glaube, ja.“

„Nun, Geduld!“ tröſtete der alte Herr. „Vermutlich kommt noch heute vormittag der Bericht von Stuttgart.“

Der Vormittag war entſetzlich lang. Es kam

kein Bericht und beim Mittageſſen konnte Hans vor innerlichem Schluchzen kaum ſchlucken.

Nachmittags, als er um zwei Uhr ins Schulzimmer kam, war der Klaſſenlehrer ſchon dort.

„Hans Giebenrath," rief er laut.

Hans trat vor. Der Lehrer gab ihm die Hand.

„Ich gratuliere dir, Giebenrath. Du haſt das Landexamen als Zweiter beſtanden."

Es entſtand eine feierliche Stille. Die Tür ging auf und der Rektor trat herein.

„Ich gratuliere. Nun, was ſagſt du jetzt?"

Der Bub war ganz gelähmt vor Überraſchung und Freude.

„Na, ſagſt du gar nichts?"

„Wenn ich das gewußt hätte," fuhr es ihm heraus, „dann hätt' ich auch vollends Primus werden können."

„Nun geh' heim," ſagte der Rektor, „und ſag' es deinem Papa. In die Schule brauchſt du jetzt nicht mehr zu kommen, in acht Tagen fangen ja ohnehin die Ferien an."

Schwindelig kam der Junge auf die Straße hinaus, ſah die Linden ſtehen und den Marktplatz in der Sonne daliegen, alles wie ſonſt, aber alles

ſchöner und bedeutungsvoller und freudiger. Er hatte beſtanden! Und er war Zweiter! Als der erſte Freudenſturm vorüber war, erfüllte ihn ein heißes Dankgefühl. Nun brauchte er dem Stadtpfarrer nicht aus dem Wege zu gehen. Nun konnte er ſtudieren! Nun brauchte er weder den Käsladen noch das Kontor mehr zu fürchten!/

Und jetzt konnte er auch wieder angeln. Der Vater ſtand gerade in der Haustür, als er heimkam.

„Was gibt's?“ fragte er leichthin.

„Nicht viel. Man hat mich aus der Schule entlaſſen.“

„Was? Warum denn?“

„Weil ich jetzt Seminariſt bin.“

„Ja, Sackerlot, haſt du denn beſtanden?“

Hans nickte.

„Gut?“

„Ich bin der Zweite geworden.“

Das hatte der Alte doch nicht erwartet. Er wußte gar nichts zu ſagen, klopfte dem Sohn fortwährend auf die Schulter, lachte und ſchüttelte den Kopf. Dann öffnete er den Mund, um etwas zu ſagen. Doch ſagte er nichts, ſondern ſchüttelte nur wieder den Kopf.

„Donnerwetter!“ rief er ſchließlich. Und noch einmal: „Donnerwetter!“

Hans ſtürzte ins Haus hinein, die Treppen hinan und auf den Dachboden, riß einen Wandſchrank in der leerſtehenden Manſarde auf, kramte darin herum und zog allerlei Schachteln und Schnurbündel und Korkſtücke heraus. Es war ſein Angelzeug. Nun mußte er vor allem eine ſchöne Rute dazu ſchneiden. Er ging zum Vater hinunter.

„Papa, leih mir dein Sackmeſſer!“

„Zu was?“

„Ich muß eine Gerte ſchneiden, zum Fiſchen.“

Der Papa griff in die Taſche.

„Da,“ ſagte er ſtrahlend und großartig, „da ſind zwei Mark, du kannſt dir ein eigenes Meſſer kaufen. Geh' aber nicht zum Hanfried, ſondern drüben in die Meſſerſchmiede.“

Nun ging's im Galopp. Der Meſſerſchmied fragte nach dem Examen, bekam die frohe Botſchaft zu hören und gab ein extraſchönes Meſſer her. Flußabwärts, unterhalb der Brühelbrücke, ſtanden ſchöne, ſchlanke Erlen- und Haſelſtauden, dort ſchnitt er ſich nach langem Auswählen eine fehlerloſe, zäh federnde Rute und eilte damit nach Hauſe zurück.

Mit gerötetem Gesicht und glänzenden Augen ging er an die fröhliche Arbeit des Angelrüstens, die ihm fast so lieb wie das Fischen selber war. Den ganzen Nachmittag und Abend saß er darüber. Die weißen, braunen und grünen Schnüre wurden sortiert, peinlich untersucht, geflickt und von manchem alten Knoten und Wirrwarr befreit. Korkstücke und Federkiele in allen Formen und Größen wurden probiert oder neu geschnitzt, kleine Bleistücke von verschiedenem Gewicht in Kugeln gehämmert und mit Einschnitten versehen, zum Beschweren der Schnüre. Dann kamen die Angelhaken, von denen noch ein kleiner Vorrat da war. Sie wurden teils an vierfachem schwarzem Nähfaden, teils an einem Rest Darmsaite, teils an zusammengedrehten Roßhaarschnüren befestigt. Gegen Abend war alles fertig und Hans war nun sicher, in den langen sieben Ferienwochen keine Langeweile haben zu müssen, denn mit der Angelrute konnte er ganze Tage allein am Wasser zubringen.

Zweites Kapitel

So müssen Sommerferien sein! Über den Bergen ein enzianblauer Himmel, wochenlang ein strahlend heißer Tag am andern, nur je und je ein heftiges, kurzes Gewitter. Der Fluß, obwohl er seinen Weg durch so viel Sandsteinfelsen und Tannenschatten und enge Täler hat, war so erwärmt, daß man noch spät am Abend baden konnte. Rings um das Städtchen her war Heu- und Öhmdgeruch, die schmalen Bänder der paar Kornäcker wurden gelb und goldbraun, an den Bächen geilten mannshoch die weißblühenden, schierlingartigen Pflanzen, deren Blüten schirmförmig und stets von winzigen Käfern bedeckt sind und aus deren hohlen Stengeln man Flöten und Pfeifen schneiden kann. An den Waldrändern prunkten lange Reihen von wolligen, gelbblühenden, majestätischen Königskerzen, Weiderich und Weidenröschen wiegten sich auf ihren schlanken,

zähen Stielen und bedeckten ganze Abhänge mit ihrem violetten Rot. Innen unter den Tannen ſtand ernſt und ſchön und fremdartig der hohe, ſteile, rote Fingerhut mit den ſilberwolligen breiten Wurzelblättern, dem ſtarken Stengel nnd den hochaufgereihten, ſchönroten Kelchblüten. Daneben die vielerlei Pilze: der rote, leuchtende Fliegenſchwamm, der fette, breite Steinpilz, der abenteuerliche Bocksbart, der rote, vieläſtige Korallenpilz und der ſonderbar farbloſe, kränklich feiſte Fichtenſpargel. Auf den vielen heidigen Rainen zwiſchen Wald und Wieſe flammte brandgelb der zähe Ginſter, dann kamen lange, lilarote Bänder von Erika, dann die Wieſen ſelber, zumeiſt ſchon vor dem zweiten Schnitte ſtehend, von Schaumkraut, Lichtnelken, Salbei, Skabioſen farbig überwuchert. Im Laubwald ſangen die Buchfinken ohne Aufhören, im Tannenwald rannten fuchsrote Eichhörnchen durch die Wipfel, an Rainen, Mauern und trockenen Gräben atmeten und ſchimmerten grüne Eidechſen wohlig in der Wärme und über die Wieſen hin läuteten endlos die hohen, ſchmetternden, nie ermüdenden Zikadenlieder.

Die Stadt machte um dieſe Zeit einen ſehr bäuerlichen Eindruck; Heuwagen, Heugeruch und

Senſendengeln erfüllte die Straßen und Lüfte; wenn nicht die zwei Fabriken geweſen wären, hätte man geglaubt, in einem Dorf zu ſein.

Früh am Morgen des erſten Ferientages ſtand Hans ſchon ungeduldig in der Küche und wartete auf den Kaffee, als die alte Anna noch kaum aufgeſtanden war. Er half Feuer machen, holte Brot vom Becken, ſtürzte ſchnell den mit friſcher Milch gekühlten Kaffee hinunter, ſteckte Brot in die Taſche und lief davon. Am oberen Bahndamm machte er Halt, zog eine runde Blechſchachtel aus der Hoſentaſche und begann fleißig Heuſchrecken zu fangen. Die Eiſenbahn lief vorüber — nicht im Sturm, denn die Linie ſteigt dort gewaltig, ſondern ſchön behaglich, mit lauter offenen Fenſtern und wenig Paſſagieren, eine lange, fröhliche Fahne von Rauch und Dampf hinter ſich flattern laſſend. Er ſah ihr nach und ſah zu, wie der weißliche Rauch verwirbelte und ſich bald in die ſonnigen, frühklaren Lüfte verlor. Wie lang hatte er das alles nimmer geſehen! Er tat große Atemzüge, als wolle er die verlorene ſchöne Zeit nun doppelt einholen und noch einmal recht ungeniert und ſorgenlos ein kleiner Knabe ſein.

Das Herz klopfte ihm vor heimlicher Wonne und Jägerluſt, als er mit der Heuſchreckenſchachtel und dem neuen Angelſtock über die Brücke und hinten durch die Gärten zum Gaulsgumpen, der tiefſten Stelle des Fluſſes, ſchritt. Dort war ein Platz, wo man, an einen Weidenſtamm gelehnt, bequemer und ungeſtörter fiſchen konnte als ſonſt irgendwo. Er wickelte die Schnur ab, tat ein kleines Schrotkorn daran, ſpießte erbarmungslos eine feiſte Heuſchrecke auf den Haken und ſchleuderte die Angel mit weitem Schwung gegen die Flußmitte. Das alte, wohlbekannte Spiel begann: die kleinen Blecken ſchwärmten in ganzen Scharen um den Köder und verſuchten ihn vom Haken zu zerren. Bald war er weggefreſſen, eine zweite Heuſchrecke kam an die Reihe, und noch eine, und eine vierte und fünfte. Immer vorſichtiger befeſtigte er ſie am Haken, ſchließlich beſchwerte er die Schnur mit einem weiteren Schrotkorn, und nun probierte der erſte ordentliche Fiſch den Köder. Er zerrte ein wenig daran, ließ ihn wieder los, probierte nochmals. Nun biß er an — das ſpürt ein guter Angler durch Schnur und Stock hindurch in den Fingern zucken! Hans tat einen künſtlichen Ruck und begann ganz vor-

ſichtig zu ziehen. Der Fiſch ſaß, und als er ſichtbar wurde, erkannte Hans ein Rotauge. Man kennt ſie gleich am breiten, weißgelblich ſchimmernden Leib, am dreieckigen Kopf und namentlich an dem ſchönen, fleiſchroten Anſatz der Bauchfloſſen. Wie ſchwer mochte er wohl ſein? Aber ehe er es ſchätzen konnte, tat der Fiſch einen verzweifelten Schlag, wirbelte angſtvoll über die Waſſerfläche und entkam. Man ſah ihn noch, wie er ſich drei-, viermal im Waſſer umdrehte und dann wie ein ſilberner Blitz in die Tiefe verſchwand. Er hatte ſchlecht gebiſſen.

In dem Angler war nun die Aufregung und leidenſchaftliche Aufmerkſamkeit der Jagd erwacht. Sein Blick hing ſcharf und unverwandt an der dünnen braunen Schnur, da wo ſie das Waſſer berührte, ſeine Backen waren gerötet, ſeine Bewegungen knapp, raſch und ſicher. Ein zweites Rotauge biß an und kam heraus, dann ein kleiner Karpfen, für den es faſt ſchade war, dann hintereinander drei Kreſſer. Die Kreſſer freuten ihn beſonders, da der Vater ſie gerne aß. Sie werden höchſtens handlang, haben einen fetten, kleinſchuppigen Leib, dicken Kopf mit drolligem weißem Bart, kleine Augen und einen ſchlanken Hinter-

leib. Die Farbe ist zwischen grün und braun und spielt, wenn der Fisch ans Land kommt, ins Stahlblaue.

Inzwischen war die Sonne hochgestiegen, der Schaum am obern Wehr leuchtete schneeweiß, über dem Wasser zitterte die warme Luft und wenn man aufblickte, sah man über dem Muckberg ein paar handgroße, blendende Wölkchen stehen. Es wurde heiß. Nichts bringt die Wärme eines reinen Hochsommertages so zum Ausdruck wie die paar ruhigen kleinen Wölkchen, die still und weiß in halber Höhe der Bläue stehen und so mit Licht gefüllt und durchtränkt sind, daß man sie nicht lange ansehen kann. Ohne sie würde man oft gar nicht merken, wie heiß es ist, nicht am blauen Himmel noch am Glitzern des Flußspiegels, aber sobald man die paar schaumweißen, festgeballten Mittagssegler sieht, spürt man plötzlich die Sonne brennen, sucht den Schatten und fährt sich mit der Hand über die feuchte Stirne.

Hans achtete allmählich weniger streng auf die Angel. Er war ein wenig müde und so wie so pflegt man gegen Mittag fast nichts zu fangen. Die Weißfische, auch die ältesten und größten, kommen um diese Zeit nach oben, um sich zu

ſonnen. Sie ſchwimmen träumeriſch in großen dunklen Zügen flußaufwärts, dicht an der Oberfläche, erſchrecken zuweilen plötzlich ohne ſichtbare Urſache und gehen in dieſen Stunden an keine Angel.

Er ließ die Schnur über einen Zweig der Weide hinweg ins Waſſer hängen, ſetzte ſich auf den Boden und ſchaute auf den grünen Fluß. Langſam kamen die Fiſche nach oben, ein dunkler Rücken um den andern erſchien auf der Fläche — ſtille, langſam ſchwimmende, von der Wärme emporgelockte und bezauberte Züge. Denen konnte im warmen Waſſer wohl ſein! Hans zog die Stiefel aus und ließ die Füße ins Waſſer hängen, das an der Oberfläche ganz lau war. Er betrachtete die gefangenen Fiſche, die regungslos in einer großen Gießkanne ſchwammen und nur hin und wieder leiſe plätſcherten. Wie ſchön ſie waren! Weiß, Braun, Grün, Silber, Mattgold, Blau und andere Farben glänzten bei jeder Bewegung an den Schuppen und Floſſen.

Es war ſehr ſtill. Kaum hörte man das Geräuſch der über die Brücke fahrenden Wagen, auch das Klappern der Mühle war hier nur noch ganz ſchwach vernehmbar. Nur das ſtetige milde

Rauſchen des weißen Wehrs klang ruhig, kühl und ſchläfernd herab und an den Floßpfählen der leiſe, quirlende Laut des ziehenden Waſſers.

Griechiſch und Latein, Grammatik und Stiliſtik, Rechnen und Memorieren und der ganze folternde Trubel eines langen, ruheloſen, gehetzten Jahres ſanken ſtill in der ſchläfernd warmen Stunde unter. Hans hatte ein wenig Kopfweh, aber lang nicht ſo ſtark wie ſonſt, und nun konnte er ja wieder am Waſſer ſitzen, ſah den Schaum am Wehr zerſtäuben, blinzelte nach der Angelſchnur, und neben ihm ſchwammen in der Kanne die gefangenen Fiſche. Das war ſo köſtlich. Zwiſchendurch fiel ihm plötzlich ein, daß er das Landexamen beſtanden habe und Zweiter geworden ſei, da klatſchte er mit den nackten Füßen ins Waſſer, ſteckte beide Hände in die Hoſentaſchen und fing an, eine Melodie zu pfeifen. Richtig und eigentlich pfeifen konnte er zwar nicht, das war ein alter Kummer und hatte ihm von den Schulkameraden ſchon Spott genug eingetragen. Er konnte es nur durch die Zähne und nur leiſe, aber für den Hausbrauch genügte das und jetzt konnte ihn ja keiner hören. Die andern ſaßen jetzt in der Schule und hatten Geographie, nur

er allein war frei und entlaſſen. Er hatte ſie überholt, ſie ſtanden jetzt unter ihm. Sie hatten ihn genug geplagt, weil er außer Auguſt keine Freundſchaften und an ihren Raufereien und Spielen keine rechte Freude gehabt hatte. So, nun konnten ſie ihm nachſehen, die Dackel, die Dickköpfe. Er verachtete ſie ſo ſehr, daß er einen Augenblick zu pfeifen aufhörte, um den Mund zu verziehen. Dann rollte er ſeine Schnur auf und mußte lachen, denn es war auch keine Faſer vom Köder mehr am Haken. Die in der Schachtel übrig gebliebenen Heuſchrecken wurden freigelaſſen und krochen betäubt und unluſtig ins kurze Gras. Nebenan in der Rotgerberei wurde ſchon Mittag gemacht; es war Zeit zum Eſſen zu gehen.

Am Mittagstiſch wurde kaum ein Wort geſprochen.

„Haſt was gefangen?“ fragte der Papa.

„Fünf Stück.“

„Ei ſo? Na, paß nur auf, daß du den Alten nicht fangſt, ſonſt gibt's nachher keine Jungen mehr.“

Weiter gedieh keine Unterhaltung. Es war ſo warm. Und es war ſo ſchade, daß man nicht

gleich nach dem Eſſen ins Bad durfte. Warum eigentlich? Es ſei ſchädlich! Hat ſich was mit ſchädlich; Hans wußte das beſſer, er war trotz des Verbots oft genug gegangen. Aber jetzt nimmer, er war für Unarten doch ſchon zu erwachſen. Herr Gott, im Examen hatte man „Sie“ zu ihm geſagt!

Schließlich war es auch gar nicht ſchlecht, eine Stunde im Garten unter der Rottanne zu liegen. Schatten gab es genug und man konnte leſen oder den Schmetterlingen zuſehen. So lag er denn dort bis zwei Uhr und wenig fehlte, ſo wäre er eingeſchlafen. Aber jetzt ins Bad! Nur ein paar kleine Buben waren auf der Badwieſe, die größern ſaßen alle in der Schule und Hans gönnte es ihnen von Herzen. Schön langſam zog er die Kleider ab und ſtieg ins Waſſer. Er verſtand es, Wärme und Kühlung wechſelnd zu genießen; bald ſchwamm er ein Stück und tauchte und plätſcherte, bald lag er bäuchlings am Ufer und fühlte auf der ſchnell trocknenden Haut die Sonne glühen. Die kleinen Buben ſchlichen reſpektvoll um ihn her. Ja wohl, er war eine Berühmtheit geworden. Und er ſah auch ſo anders aus als die übrigen. Auf dem dünnen, gebräun-

ten Halſe ſaß frei und elegant der feine Kopf mit dem geiſtigen Geſicht und den überlegenen Augen. Im übrigen war er ſehr mager, ſchmalgliedrig und zart, auf Bruſt und Rücken konnte man ihm die Rippen zählen und Waden hatte er faſt gar keine.

Faſt den ganzen Nachmittag trieb er ſich zwiſchen Sonne und Waſſer hin und her. Nach vier Uhr kamen die meiſten von ſeiner Klaſſe eilig und lärmend dahergelaufen.

„Oha, Giebenrath! Du haſt's jetzt gut.“

Er ſtreckte ſich behaglich. „'s geht an, ja.“

„Wann mußt du ins Seminar?“

„Erſt im September. Jetzt iſt Vakanz.“

Er ließ ſich beneiden. Es berührte ihn nicht einmal, als im Hintergrund Geſpött laut wurde und einer den Vers ſang:

Wenn i's no au ſo hätt',
Wie's Schulze Liſabeth!
Die leit bei Dag im Bett,
So han' i's net.

Er lachte nur. Inzwiſchen entkleideten ſich die Buben. Der eine ſprang friſchweg ins Waſſer, andere kühlten ſich erſt vorſichtig ab, manche legten ſich vorher noch ein wenig ins Gras. Ein guter

Taucher wurde bewundert. Ein Angstpeter wurde hinterrücks ins Wasser gestoßen und schrie Mordio. Man jagte einander, lief und schwamm, spritzte die Trockenbader am Lande. Das Geplätscher und Geschrei war groß und die ganze Flußbreite glänzte von hellen, nassen, blanken Leibern.

Nach einer Stunde ging Hans fort. Es kamen die warmen Abendstunden, wo die Fische wieder beißen. Bis zum Abendessen angelte er auf der Brücke und fing so gut wie gar nichts. Die Fische waren gierig hinter der Angel her, jeden Augenblick war der Köder weggefressen, aber nichts blieb hängen. Er hatte Kirschen am Haken, offenbar waren sie zu groß und zu weich. Er beschloß, später noch einen Versuch zu machen.

Beim Abendessen erfuhr er, es sei eine Menge von Bekannten zum Gratulieren dagewesen. Und man zeigte ihm das heutige Wochenblatt, da stand unter dem „Amtlichen" eine Notiz:

„An die Aufnahmeprüfung zum niederen theologischen Seminar hat unsre Stadt diesmal nur einen Kandidaten, Hans Giebenrath, geschickt. Zu unsrer Freude erfahren wir soeben, daß derselbe die Prüfung als Zweiter bestanden hat."

Er faltete das Blatt zusammen, steckte es in

die Taſche und ſagte nichts, war aber zum Zerſpringen voll von Stolz und Jubel. Nachher ging er wieder zum Fiſchen. Als Köder nahm er diesmal ein paar Stückchen Käſe mit; der ſchmeckt den Fiſchen und kann in der Dämmerung gut von ihnen geſehen werden.

Die Rute ließ er ſtehen und nahm nur eine ganz einfache Handangel mit. Das war ihm das liebſte Fiſchen: die Schnur ohne Stock und ohne Schwimmer in der Hand zu halten, ſo daß die ganze Angel nur aus Leine und Haken beſtand. Es war etwas mühſamer, aber viel luſtiger. Man beherrſchte dabei jede geringſte Bewegung des Köders, ſpürte jedes Probieren und Anbeißen und konnte im Zucken der Leine die Fiſche beobachten, wie wenn man ſie vor ſich ſähe. Freilich, dieſe Art zu fiſchen will verſtanden ſein, man muß geſchickte Finger haben und aufpaſſen wie ein Spion.

In dem engen, tief eingeſchnittenen und gewundenen Flußtal kam die Dämmerung früh. Das Waſſer lag ſchwarz und ſtill unter der Brücke, in der untern Mühle war ſchon Licht. Geplauder und Geſang lief über Brücken und Gaſſen, die Luft war ein wenig ſchwül und im Fluſſe ſprang

alle Augenblicke ein dunkler Fisch mit kurzem Schlag in die Höhe. An solchen Abenden sind die Fische merkwürdig erregt, schießen im Zickzack hin und her, schnellen sich in die Luft, stoßen sich an der Angelschnur und stürzen sich blindlings auf den Köder. Als das letzte Stückchen Käse verbraucht war, hatte Hans vier kleinere Karpfen herausgezogen; die wollte er morgen dem Stadtpfarrer bringen.

Ein warmer Wind lief talabwärts. Es dunkelte stark, aber der Himmel war noch licht. Aus dem ganzen dunkelnden Städtchen stieg nur der Kirchturm und das Schloßdach schwarz und scharf in die helle Höhe. Ganz in der Ferne mußte es irgendwo gewittern, man hörte zuweilen ein sanftes, weit entferntes Donnern.

Als Hans um zehn Uhr in sein Bett stieg, war er in Kopf und Gliedern so angenehm müde und schläfrig, wie schon lange nicht mehr. Eine lange Reihe schöner, freier Sommertage lag beruhigend und verlockend vor ihm, Tage zum Verbummeln, Verbaden, Verangeln, Verträumen. Bloß das eine wurmte ihn, daß er nicht vollends Erster geworden war.

Schon am frühen Vormittag ſtand Hans im Ohrn des Stadtpfarrhauſes und lieferte ſeine Fiſche ab. Der Stadtpfarrer kam aus ſeiner Studierſtube.

„Ach, Hans Giebenrath! Guten Morgen! Ich gratuliere, ich gratuliere von Herzen. — Und was haſt du denn da?“

„Bloß ein paar Fiſche. Ich hab' geſtern geangelt.“

„Ei, da ſchau' her! Danke ſchön. Nun komm' aber herein.“

Hans trat in die ihm wohlbekannte Studierſtube. Wie in einer Pfarrersſtube ſah es eigentlich hier nicht aus. Es roch weder nach Blumenſtöcken noch nach Tabak. Die anſehnliche Bücherſammlung zeigte faſt lauter neue, ſauber lackierte und vergoldete Rücken, nicht die abgeſchoſſenen, ſchiefen, wurmſtichigen und ſtockfleckigen Bände, die man ſonſt in Pfarrbibliotheken findet. Wer genauer zuſah, merkte auch den Titeln der wohlgeordneten Bücher einen neuen Geiſt an, einen anderen, als der in den altmodiſch ehrwürdigen Herren der abſterbenden Generation lebte. Die ehrenwerten Prunkſtücke einer Pfarrbücherei, die Bengel, Ötinger, Steinhofer ſamt frommen Lieder-

ſängern, welche Mörike im „Turmhahn“ ſo ſchön und herzlich beſingt, fehlten hier oder verſchwanden doch in der Menge moderner Werke. Alles in allem, ſamt Zeitſchriftenmappen, Stehpult und großem, blätterbeſtreutem Schreibtiſch ſah gelehrt und ernſt aus. Man bekam den Eindruck, daß hier viel gearbeitet werde. Und es wurde hier auch viel gearbeitet, freilich weniger an Predigten, Katecheſen und Bibelſtunden, als an Unterſuchungen und Artikeln für gelehrte Journale und an Vorſtudien zu eigenen Büchern. Die träumeriſche Myſtik und ahnungsvolle Grübelei war von dieſem Ort verbannt, verbannt war auch die naive Herzenstheologie, welche über die Schlünde der Wiſſenſchaft hinweg ſich der dürſtenden Volksſeele in Liebe und Mitleid entgegen neigt. Statt deſſen wurde hier mit Eifer Bibelkritik getrieben und nach dem „hiſtoriſchen Chriſtus“ gefahndet, der den modernen Theologen zwar wie Waſſer vom Munde, aber auch wie ein Aal durch die Finger gleitet.

Es iſt eben in der Theologie nicht anders als anderwärts. Es gibt eine Theologie, die iſt Kunſt, und eine andere, die iſt Wiſſenſchaft oder beſtrebt ſich wenigſtens es zu ſein. Das war vor Alters

so wie heute, und immer haben die Wissenschaftlichen über den neuen Schläuchen den alten Wein versäumt, indes die Künstler, sorglos bei manchem äußerlichen Irrtum verharrend, Tröster und Freudebringer für Viele gewesen sind. Es ist der alte, ungleiche Kampf zwischen Kritik und Schöpfung, Wissenschaft und Kunst, wobei jene immer recht hat ohne daß jemand damit gedient wäre, diese aber immer wieder den Samen des Glaubens, der Liebe, des Trostes und der Schönheit und Ewigkeitsahnung hinauswirft und immer wieder guten Boden findet. Denn das Leben ist stärker als der Tod und der Glaube ist mächtiger als der Zweifel.

Zum erstenmal saß Hans auf dem kleinen Ledersofa zwischen Stehpult und Fenster. Der Stadtpfarrer war überaus freundlich. Ganz kameradschaftlich erzählte er vom Seminar und wie man dort lebe und studiere.

„Das wichtigste Neue," sagte er zum Schluß, „was du dort erleben wirst, ist die Einführung in das neutestamentliche Griechisch. Es wird dir eine neue Welt damit aufgehen, reich an Arbeit und Freude. Im Anfang wird die Sprache dir Mühe machen; das ist kein attisches Griechisch

mehr, ſondern ein neues, von einem neuen Geiſt geſchaffenes Idiom.“

Hans hörte aufmerkſam zu und fühlte ſich mit Stolz der wahren Wiſſenſchaft genähert.

„Die ſchulmäßige Einführung in dieſe neue Welt,“ fuhr der Stadtpfarrer fort, „nimmt ihr natürlich manches von ihrem Zauber. Auch wird dich im Seminar zunächſt das Hebräiſche vielleicht zu einſeitig in Anſpruch nehmen. / Wenn du nun Luſt haſt, ſo könnten wir in dieſen Ferien einen kleinen Anfang machen. Im Seminar wirſt du dann froh ſein, Zeit und Kraft für anderes übrig zu behalten. Wir könnten ein paar Kapitel Lukas zuſammen leſen und du würdeſt die Sprache faſt ſpielend nebenher lernen. Ein Wörterbuch kann ich dir leihen. Du würdeſt etwa täglich eine Stunde, höchſtens zwei, daran rücken. Mehr natürlich nicht, denn vor allem mußt du jetzt deine verdiente Erholung haben. Natürlich iſt das nur ein Vorſchlag — ich möchte dir ja nicht das ſchöne Feriengefühl damit verderben.“

Hans ſagte natürlich zu. Zwar erſchien ihm dieſe Lukasſtunde wie eine leichte Wolke am fröhlich blauen Himmel ſeiner Freiheit, doch ſchämte er ſich, abzulehnen. Und eine neue Sprache ſo

in den Ferien nebenher zu lernen, war gewiß mehr Vergnügen als Arbeit. Vor dem vielen Neuen, das im Seminar zu lernen wäre, hatte er ohnehin eine leiſe Furcht, beſonders vor dem Hebräiſchen.

Nicht unbefriedigt verließ er den Stadtpfarrer und ſchlug ſich durch den Lärchenweg aufwärts in den Wald. Der kleine Unmut war ſchon verflogen und je mehr er ſich die Sache überlegte, deſto annehmbarer kam ſie ihm vor. / Denn das wußte er wohl, daß er im Seminar noch ehrgeiziger und zäher arbeiten müſſe, wenn er auch dort die Kameraden hinter ſich laſſen wollte. Und das wollte er entſchieden. / Warum eigentlich? Das wußte er ſelber nicht. Seit drei Jahren war man auf ihn aufmerkſam, hatten die Lehrer, der Stadtpfarrer, der Vater und namentlich der Rektor ihn angeſpornt und geſtachelt und in Atem gehalten. Die ganze lange Zeit, von Klaſſe zu Klaſſe, war er unbeſtrittener Primus geweſen. Und nun hatte er allmählich ſelber ſeinen Stolz darein geſetzt, obenan zu ſein und keinen neben ſich zu dulden. Und die dumme Examensangſt war jetzt vorbei.

Freilich, Ferien haben war doch eigentlich das ſchönſte. Wie ungewohnt ſchön der Wald nun

wieder war in dieſen Morgenſtunden, wo es keinen Spaziergänger darin gab als ihn! Säule an Säule ſtanden die Rottannen, eine unendliche Halle blaugrün überwölbend. Unterholz gab es wenig, nur da und dort ein dickes Himbeergeſtrüppe, dafür einen ſtundenbreiten, weichen, pelzigen Moosboden, von niederen Heidelbeerſtöcken und Erika beſtanden. Der Tau war ſchon getrocknet und zwiſchen den bolzgeraden Stämmen wiegte ſich die eigentümliche Waldmorgenſchwüle, die aus Sonnenwärme, Taudunſt, Moosduft und dem Geruch von Harz, Tannennadeln und Pilzen gemiſcht ſich einſchmeichelnd mit leichter Betäubung an alle Sinne ſchmiegt. Hans warf ſich ins Moos, weidete die dunklen, dichtbeſtandenen Schwarzbeerſträucher ab, hörte da und dort den Specht am Stamme hämmern und den eiferſüchtigen Kuckuck rufen. Zwiſchen den ſchwärzlich dunkeln Tannenkronen ſchaute fleckenlos tiefblau der Himmel herein, in die Ferne hin drängten ſich die tauſend und tauſend ſenkrechten Stämme zu einer ernſten braunen Wand zuſammen, hie und da lag ein gelber Sonnenfleck warm und ſattglänzend ins Moos geſtreut.

Eigentlich hatte Hans einen großen Spazier-

gang machen wollen, mindeſtens bis zum Lützeler Hof oder zur Krokuswieſe. Nun lag er im Moos, aß Heidelbeeren und ſtaunte träge in die Luft. Es fing ihn ſelber an zu wundern, daß er ſo müde war. Früher war ihm ein Gang von drei, vier Stunden doch gar nichts geweſen. Er beſchloß, ſich aufzuraffen und ein tüchtiges Stück zu marſchieren. Und er ging ein paar hundert Schritte. Da lag er ſchon wieder, er wußte nicht, wie es kam, im Moos und ruhte. Er blieb liegen, ſein Blick irrte blinzelnd durch Stämme und Wipfel und am grünen Boden hin. Daß dieſe Luft ſo müd machte!

Als er gegen Mittag heimkam, hatte er wieder Kopfweh. Auch die Augen taten ihm weh, auf der Waldſteig hatte die Sonne ſo heillos geblendet. Den halben Nachmittag ſaß er verdroſſen im Haus herum, erſt beim Baden wurde er wieder friſch. Es war jetzt Zeit, zum Stadtpfarrer zu gehen.

Unterwegs ſah ihn der Schuſter Flaig, der am Fenſter ſeiner Werkſtatt auf dem Dreibein ſaß, und rief ihn herein.

„Wohin, mein Sohn? Man ſieht dich ja gar nimmer?“

„Jetzt muß ich zum Stadtpfarrer.“

„Immer noch? Das Examen iſt doch vorbei.“

„Ja, jetzt kommt was andres dran. Neues Teſtament. Nämlich das neue Teſtament iſt ja griechiſch geſchrieben, aber wieder in einem ganz andern Griechiſch als was ich gelernt hab'. Das ſoll ich jetzt lernen.“

Der Schuſter ſchob die Mütze weit ins Genick und zog ſeine große Grüblerſtirn zu dicken Falten zuſammen. Er ſeufzte ſchwer.

„Hans,“ ſagte er leiſe, „ich will dir was ſagen. Bis jetzt hab' ich mich ſtill gehalten, von wegen dem Examen, aber jetzt muß ich dich mahnen. Du mußt nämlich wiſſen, daß der Stadtpfarrer ein Ungläubiger iſt. Er wird dir ſagen und vormachen, die heiligen Schriften ſeien falſch und verlogen, und wenn du mit ihm das neue Teſtament geleſen haſt, dann haſt du ſelber deinen Glauben verloren und weißt nicht wie.“

„Aber, Herr Flaig, es handelt ſich ja bloß ums Griechiſche. Im Seminar muß ich's ja ſowieſo lernen.“

„So ſagſt du. Es iſt aber zweierlei, ob du die Bibel bei frommen und gewiſſenhaften Lehrern

ſtudieren lernſt oder bei einem, der nicht mehr an den lieben Gott glaubt."

„Ja, das weiß man doch nicht, ob er wirklich nicht an ihn glaubt."

„Doch, Hans, man weiß es leider."

„Aber was ſoll ich machen? Ich hab' nun ſchon mit ihm ausgemacht, daß ich komme."

„Dann mußt du auch kommen, das verſteht ſich. Aber lieber nimmer oft. Und wenn er ſolche Sachen über die Bibel ſagt, ſie ſei Menſchenwerk und ſei verlogen und nicht vom heiligen Geiſt eingegeben, dann kommſt du zu mir und wir reden darüber. Willſt du?"

„Ja, Herr Flaig. Es wird aber ſicher nicht ſo ſchlimm ſein."

„Du wirſt ſehen; denk' an mich!"

Der Stadtpfarrer war noch nicht zu Hauſe und Hans mußte in der Studierſtube auf ihn warten. Während er die goldenen Büchertitel betrachtete, gaben ihm die Reden des Schuhmachermeiſters zu denken. Derartige Äußerungen über den Stadtpfarrer und die neumodiſchen Geiſtlichen überhaupt hatte er ſchon öfters gehört. Doch fühlte er jetzt zum erſtenmal mit Spannung und Neugierde ſich ſelber in dieſe Dinge hineingezogen.

So wichtig und schrecklich wie dem Schuster waren sie ihm nicht, vielmehr witterte er hier die Möglichkeit, hinter alte, große Geheimnisse zu dringen. In den früheren Schülerjahren hatten ihn die Fragen nach Gottes Allgegenwart, nach dem Verbleib der Seelen, nach Teufel und Hölle hie und da zu phantastischen Grübeleien erregt, doch war alles das in den letzten strengen und fleißigen Jahren eingeschlafen und sein schulmäßiger Christenglaube war nur in Gesprächen mit dem Schuhmacher gelegentlich zu einigem persönlichen Leben aufgewacht. Er mußte lächeln, wenn er jenen mit dem Stadtpfarrer verglich. Des Schusters herbe, in bitteren Jahren erworbene Festigkeit konnte der Knabe nicht verstehen, und im übrigen war Flaig ein zwar gescheiter, aber schlichter und einseitiger Mensch, von Vielen wegen seiner Pietisterei verhöhnt. In den Versammlungen der Stundenbrüder trat er als strenger brüderlicher Richter und als ein gewaltiger Ausleger der heiligen Schrift auf, hielt auch in den Dörfern herum seine Erbauungsstunden, sonst aber war er eben ein kleiner Handwerksmann und beschränkt wie alle andern. Der Stadtpfarrer hingegen war nicht nur ein gewandter, wohlredender Mann und Pre-

diger, ſondern außerdem ein fleißiger und ſtrenger Gelehrter. Hans ſchaute mit Ehrfurcht an der Bücherſchäften hinauf.

Der Stadtpfarrer kam bald, vertauſchte den Gehrock mit einer leichten ſchwarzen Hausjacke, gab dem Schüler eine griechiſche Textausgabe des Lukasevangeliums in die Hand und forderte ihn auf, zu leſen. Das war ganz anders als die Lateinſtunden geweſen waren. Sie laſen nur wenige Sätze, die wurden mit peinlicher Wörtlichkeit überſetzt und dann entwickelte der Lehrer aus unſcheinbaren Beiſpielen geſchickt und beredt den eigentümlichen Geiſt dieſer Sprache, redete über die Zeit und Weiſe der Entſtehung des Buches und gab in der einzigen Stunde dem Knaben einen ganz neuen Begriff von Lernen und Leſen. Hans bekam eine Ahnung davon, welche Rätſel und Aufgaben in jedem Vers und Wort verborgen lagen, wie ſeit alten Zeiten her Tauſende von Gelehrten, Grüblern und Forſchern ſich um dieſe Fragen bemüht hatten, und es kam ihm vor, er ſelber werde in dieſer Stunde in den Kreis der Wahrheitsſucher aufgenommen.

Er bekam ein Lexikon und eine Grammatik geliehen und arbeitete daheim noch den ganzen

Abend weiter. Nun spürte er, über wie viel Berge von Arbeit und Wissen der Weg zur wahren Forschung führe, und er war bereit, sich hindurch zu schlagen und nichts am Wege liegen zu lassen. Der Schuhmacher war einstweilen vergessen.

Einige Tage nahm dies neue Wesen ihn ganz in Anspruch. Jeden Abend ging er zum Stadtpfarrer und jeden Tag kam ihm die wahre Gelehrsamkeit schöner, schwieriger und erstrebenswerter vor. Morgens in den Frühstunden ging er zum Angeln, nachmittags auf die Badwiese, sonst kam er wenig aus dem Hause. Der in der Angst und im Triumph des Examens untergetauchte Ehrgeiz war wieder wach und ließ ihm keine Ruhe. Zugleich begann wieder das eigentümliche Gefühl im Kopf sich zu regen, das er in den letzten Monaten so oft gefühlt hatte — kein Schmerz, sondern ein hastig triumphierendes Treiben beschleunigter Pulse und heftig aufgeregter Kräfte, ein eilig ungestümes Vorwärtsbegehren. Nachher kam freilich das Kopfweh, aber so lange jenes feine Fieber dauerte, rückte Lektüre und Arbeit stürmisch voran, dann las er spielend die schwersten Sätze im Xenophon, die ihn sonst Viertelstunden kosteten, dann brauchte er das Wörterbuch

faſt gar nie, ſondern flog mit geſchärftem Verſtändnis über ganze ſchwere Seiten raſch und freudig hinweg. Mit dieſem geſteigerten Arbeitsfieber und Erkenntnisdurſt traf dann ein ſtolzes Selbſtgefühl zuſammen, als lägen Schule und Lehrer und Lehrjahre ſchon längſt hinter ihm und als ſchreite er ſchon eine eigene Bahn, der Höhe des Wiſſens und Könnens entgegen.

Das kam nun wieder über ihn und zugleich der leichte, oft unterbrochene Schlaf mit ſonderbar klaren Träumen. Wenn er nachts mit leichtem Kopfweh erwachte und nicht wieder einſchlafen konnte, befiel ihn eine Ungeduld, vorwärts zu kommen, und ein überlegener Stolz, wenn er daran dachte, um wie viel er allen Kameraden voraus war und wie Lehrer und Rektor ihn mit einer Art von Achtung und ſogar Bewunderung betrachtet hatten.

Dem Rektor war es ein inniges Vergnügen geweſen, dieſen von ihm geweckten, ſchönen Ehrgeiz zu leiten und wachſen zu ſehen. Man ſage nicht, Schulmeiſter haben kein Herz und ſeien verknöcherte und entſeelte Pedanten! O nein, wenn ein Lehrer ſieht, wie eines Kindes lange erfolglos gereiztes Talent hervorbricht, wie ein

Knabe Holzſäbel und Schleuder und Bogen und die anderen kindiſchen Spielereien ablegt, wie er vorwärts zu ſtreben beginnt, wie der Ernſt der Arbeit aus einem rauhen Pausback einen feinen, ernſten und faſt asketiſchen Knaben macht, wie ſein Geſicht älter und geiſtiger, ſein Blick tiefer und zielbewußter, ſeine Hand ruhiger, weißer und ſtiller wird, dann lacht ihm die Seele vor Freude und Stolz. Seine Pflicht und ſein ihm vom Staat überantworteter Beruf iſt es, in dem jungen Knaben die rohen Kräfte und Begierden der Natur zu bändigen und auszurotten und an ihre Stelle ſtille, mäßige und ſtaatlich anerkannte Ideale zu pflanzen. Wie mancher, der jetzt ein zufriedener Bürger und ſtrebſamer Beamter iſt, wäre ohne dieſe Bemühungen der Schule zu einem haltlos ſtürmenden Neuerer oder unfruchtbar ſinnenden Träumer geworden! Es war etwas in ihm, etwas Wildes, Regelloſes, Kulturloſes, das mußte erſt zerbrochen werden, eine gefährliche Flamme, die mußte erſt gelöſcht und ausgetreten werden. Der Menſch, wie ihn die Natur erſchafft, iſt etwas Unberechenbares, Undurchſichtiges, Feindliches. Er iſt ein von unbekanntem Berge herbrechender Strom und iſt ein Urwald ohne Weg und Ordnung. Und

wie ein Urwald gelichtet und gereinigt und gewaltsam eingeschränkt werden muß, so muß die Schule den natürlichen Menschen zerbrechen, besiegen und gewaltsam einschränken; ihre Aufgabe ist es, ihn nach obrigkeitlicherseits gebilligten Grundsätzen zu einem nützlichen Gliede der Gesellschaft zu machen und die Eigenschaften in ihm zu wecken, deren völlige Ausbildung alsdann die sorgfältige Zucht der Kaserne krönend beendigt.

– Wie schön hatte sich der kleine Giebenrath entwickelt! Das Strolchen und Spielen hatte er fast von selber abgelegt, das dumme Lachen in den Lektionen kam bei ihm längst nimmer vor, auch die Gärtnerei, das Kaninchenhalten und das leidige Angeln hatte er sich abgewöhnen lassen.

Eines Abends erschien der Herr Rektor persönlich im Hause Giebenrath. Nachdem er den geschmeichelten Vater mit Höflichkeit losgeworden war, trat er in Hansens Stube und fand den Knaben am Evangelium Lucä sitzen. Er begrüßte ihn freundlichst.

„Das ist schön, Giebenrath, schon wieder fleißig! Aber warum zeigst du dich denn gar nicht mehr? Ich erwartete dich jeden Tag."

„Ich wäre schon gekommen," entschuldigte sich

Hans, „aber ich hätte Ihnen gern wenigſtens einen ſchönen Fiſch mitgebracht.“

„Fiſch? Was denn für einen Fiſch?“

„Nun, einen Karpfen oder ſo was.“

„Ah ſo. Ja, angelſt du denn wieder?“

„Ja, nur ein bißchen. Der Vater hat's erlaubt.“

„Hm. So. Macht's dir viel Vergnügen?“

„Ja, ſchon.“

„Schön, ganz ſchön, du haſt dir ja deine Ferien wacker verdient. Da haſt du wahrſcheinlich jetzt wenig Luſt, nebenher noch zu lernen?“

„O doch, Herr Rektor, natürlich.“

„Ich möchte dir aber nichts aufzwingen, wozu du nicht ſelber Luſt haſt.“

„Freilich hab ich Luſt.“

Der Rektor tat ein paar tiefe Atemzüge, ſtrich ſich den dünnen Bart und ſetzte ſich auf einen Stuhl.

„Sieh, Hans,“ ſagte er, „die Sache liegt ſo. Es iſt eine alte Erfahrung, daß gerade auf ein ſehr gutes Examen oft ein plötzlicher Rückſchlag folgt. Im Seminar gilt es, ſich in mehrere neue Fächer einzuarbeiten. Da kommt nun immer eine Anzahl von Schülern, die in den Ferien vor-

gearbeitet haben — oft gerade ſolche, denen es im Examen weniger gut gegangen war. Die rücken dann plötzlich in die Höhe auf Koſten von ſolchen, die während der Vakanz auf ihren Lorbeeren ausgeruht haben."

Er ſeufzte wieder.

„Hier in der Schule haſt du es ja leicht gehabt, immer der Erſte zu ſein. Im Seminar findeſt du aber andere Kameraden, lauter begabte oder ſehr fleißige Leute, die ſich nicht ſo ſpielend überholen laſſen. Du begreifſt das?"

„O ja."

„Nun wollte ich dir vorſchlagen, in dieſen Ferien ein wenig vorauszuarbeiten. Selbſtverſtändlich mit Maß! Du haſt jetzt das Recht und die Pflicht, dich tüchtig auszuruhen. Ich dachte, ſo eine Stunde oder zwei im Tag wären etwa das richtige. Ohne das kommt man leicht aus dem Geleiſe und braucht nachher Wochen, bis man wieder flott im Zug iſt. Was meinſt du?"

„Ich bin ganz bereit, Herr Rektor, wenn Sie ſo gütig ſein wollen . . . ."

„Gut. Nächſt dem Hebräiſchen wird dir im Seminar namentlich Homer eine neue Welt erſchließen. Du würdeſt ihn mit doppeltem Genuß

und Verſtändnis leſen, wenn wir ſchon jetzt einen ſoliden Grund legten. Die Sprache Homers, der alte joniſche Dialekt ſamt der homeriſchen Proſodie iſt etwas ganz Eigentümliches, ganz etwas für ſich, und erfordert Fleiß und Gründlichkeit, wenn man überhaupt zum rechten Genuß dieſer Dichtungen kommen will."

Natürlich war Hans gerne bereit, auch in dieſe neue Welt einzudringen, und verſprach ſein Beſtes zu tun.

Das dicke Ende kam aber nach. Der Rektor räuſperte ſich und fuhr freundlich fort:

„Offen geſtanden wäre es mir auch lieb, wenn du der Mathematik einige Stunden widmen wollteſt. Du biſt ja kein ſchlechter Rechner, doch war die Mathematik bisher immerhin nicht gerade deine Stärke. Im Seminar wirſt du Algebra und Geometrie anfangen müſſen, und da wäre es doch wohl angezeigt, ein paar vorbereitende Lektionen zu nehmen."

„Jawohl, Herr Rektor."

„Bei mir biſt du immer willkommen, das weißt du ſchon. Mir iſt es Ehrenſache, etwas Tüchtiges aus dir werden zu ſehen. Wegen der Mathematik aber müßteſt du eben deinen Vater

bitten, daß er dich beim Herrn Profeſſor Privatſtunden nehmen läßt. Vielleicht drei bis vier in der Woche."

„Jawohl, Herr Rektor."

Die Arbeit ſtand nun wieder in erfreulichſter Blüte, und wenn Hans je und je doch wieder eine Stunde angelte oder ſpazieren lief, hatte er ein ſchlechtes Gewiſſen. Die gewohnte Badeſtunde hatte der aufopfernde Mathematiklehrer zu ſeinen Lektionen gewählt.

Dieſe Algebraſtunden konnte Hans bei allem Fleiße nicht vergnüglich finden. Es war doch bitter, mitten am heißen Nachmittag ſtatt auf die Badwieſe in die warme Stube des Profeſſors zu gehen und in der ſtaubigen, mückendurchſummten Luft mit müdem Kopf und trockener Stimme das a plus b und a minus b herzuſagen. Es lag dann etwas Lähmendes und überaus Drückendes in der Luft, das an ſchlechten Tagen ſich in Troſtloſigkeit und Verzweiflung verwandeln konnte. Mit der Mathematik ging es ihm überhaupt merkwürdig. Er gehörte nicht zu den Schülern, denen ſie verſchloſſen und unmöglich zu begreifen iſt, er

fand zuweilen gute, ja elegante Lösungen und hatte dann seine Freude daran. Ihm gefiel das an der Mathematik, daß es hier keine Irrungen und keinen Schwindel gab, keine Möglichkeit, vom Thema abzuirren und trügerische Nebengebiete zu streifen. Aus demselben Grunde hatte er das Latein so gern, denn diese Sprache ist klar, sicher, eindeutig und kennt fast gar keine Zweifel. Aber wenn beim Rechnen auch alle Resultate stimmten, es kam doch eigentlich nichts Rechtes dabei heraus. Die mathematischen Arbeiten und Lehrstunden kamen ihm vor wie das Wandern auf einer ebenen Landstraße; man kommt immer vorwärts, man versteht jeden Tag etwas, was man gestern noch nicht verstand, aber man kam nie auf einen Berg, wo sich plötzlich weite Aussichten auftaten.

Etwas lebendiger ging es in den Stunden beim Rektor zu. Freilich verstand der Stadtpfarrer aus dem entarteten Griechisch des neuen Testamentes immer noch etwas viel Anziehenderes und Prachtvolleres zu machen, als Jener aus der jugendfrischen homerischen Sprache. Aber es war schließlich doch Homer, bei dem gleich hinter den ersten Schwierigkeiten auch schon Überraschungen und Genüsse hervorspringen und unwiderstehlich

weiter verlocken. Oft ſaß Hans vor einem geheimnisvoll ſchön klingenden, ſchwer verſtändlichen Vers voll zitternder Ungeduld und Spannung und konnte nicht eilig genug im Wörterbuch die Schlüſſel finden, die ihm den ſtillen, heiteren Garten eröffneten.

Hausarbeit hatte er nun wieder genug, und manchen Abend ſaß er wieder, in irgend eine Aufgabe feſtgebiſſen, bis ſpät am Tiſch. Vater Giebenrath ſah dieſen Fleiß mit Stolz. In ſeinem ſchwerfälligen Kopf lebte dunkel das Ideal ſo vieler beſchränkter und unbedeutender Leute, aus ſeinem Stamme einen Zweig über ſich hinaus in eine Höhe wachſen zu ſehen, die er mit dumpfem Reſpekt verehrte.

In der letzten Ferienwoche zeigten ſich Rektor und Stadtpfarrer plötzlich wieder auffallend milde und beſorgt. Sie ſchickten den Knaben ſpazieren, ſtellten ihre Lektionen ein und betonten, wie wichtig es ſei, daß er friſch und erquickt die neue Laufbahn betrete.

Ein paarmal kam Hans noch zum Angeln. Er hatte viel Kopfweh und ſaß ohne rechte Aufmerkſamkeit am Ufer des Fluſſes, der nun einen lichtblauen Frühherbſthimmel ſpiegelte. Es war

ihm rätſelhaft, weshalb er ſich eigentlich ſeinerzeit ſo auf die Sommervakanz gefreut hatte. Jetzt war er eher froh, daß ſie vorüber war und er ins Seminar kam, wo ein ganz anderes Leben und Lernen beginnen würde. Da ihm nichts daran lag, fing er auch faſt gar keine Fiſche mehr, und als der Vater einmal einen Witz darüber machte, angelte er nicht mehr und tat ſeine Schnüre wieder in den Manſardenkaſten hinauf.

Erſt in den letzten Tagen fiel ihm plötzlich ein, daß er wochenlang nimmer beim Schuhmacher Flaig geweſen war. Auch jetzt mußte er ſich dazu zwingen, ihn aufzuſuchen. Es war Abend und der Meiſter ſaß am Fenſter ſeiner Wohnſtube, ein kleines Kind auf jedem Knie. Trotz des offenſtehenden Fenſters durchdrang der Geruch von Leder und Wichſe die ganze Wohnung. Befangen legte Hans ſeine Hand in die harte, breite Rechte des Meiſters.

„Nun, wie geht's denn?“ fragte dieſer. „Biſt fleißig beim Stadtpfarrer geweſen?“

„Ja, ich war jeden Tag dort und hab' viel gelernt.“

„Was denn?“

„Hauptſächlich Griechiſch, aber auch allerlei ſonſt.“

„Und zu mir haſt nimmer kommen mögen?“

„Mögen ſchon, Herr Flaig, aber 's hat nie dazu kommen wollen. Beim Stadtpfarrer jeden Tag eine Stunde, beim Rektor jeden Tag zwei Stunden, und viermal in der Woche mußte ich zum Rechenlehrer.“

„Jetzt in den Ferien? Das iſt ein Unſinn!“

„Ich weiß nicht. Die Lehrer meinten ſo. Und das Lernen fällt mir ja nicht ſchwer.“

„Mag ſein,“ ſagte Flaig und ergriff des Knaben Arm. „Mit dem Lernen wär's ſchon recht, aber was haſt du da für ein paar Ärmlein? Und auch's Geſicht iſt ſo mager. Haſt auch noch Kopfweh?“

„Hie und da.“

„'s iſt ein Unſinn, Hans, und eine Sünde dazu. In deinem Alter muß man ordentlich Luft und Bewegung und ſein richtiges Ausruhen haben. Zu was gibt man euch denn Ferien? Doch nicht zum Stubenhocken und Weiterlernen. Du biſt ja lauter Haut und Knochen.“

Hans lachte.

„Na ja, du wirſt dich ſchon durchbeißen. Aber

was zuviel ist, ist zuviel. Und mit den Lektionen beim Stadtpfarrer, wie ist's da gegangen? Was hat er gesagt?"

„Gesagt hat er vielerlei, aber gar nichts Schlimmes. Er weiß kolossal viel."

„Hat er nie despektierlich von der Bibel geredet?"

„Nein, kein einziges Mal."

„Das ist gut. Denn das sage ich dir: Lieber zehnmal am Leibe verderben als Schaden nehmen an seiner Seele! Du willst später Pfarrer werden, das ist ein köstliches und schweres Amt, und es braucht andere Leute dazu als die meisten von euch jungen Menschen sind. Vielleicht bist du der rechte und wirst einmal ein Helfer und Lehrer der Seelen sein. Das wünsche ich von Herzen und will darum beten."

Er hatte sich erhoben und legte nun dem Knaben beide Hände fest auf die Schultern.

„Leb' wohl, Hans, und bleibe im Guten! Der Herr segne dich und behüte dich, Amen."

Die Feierlichkeit, das Beten und Hochdeutschreden war dem Knaben beklemmend und peinlich. Der Stadtpfarrer hatte beim Abschied nichts derart gemacht.

Mit Vorbereitungen und Abſchiednehmen vergingen die paar Tage ſchnell und unruhig. Eine Kiſte mit Bettzeug, Kleidern, Wäſche und Büchern war ſchon abgeſchickt, nun wurde noch der Reiſeſack gepackt und eines kühlen Morgens fuhren Vater und Sohn nach Maulbronn ab. Es war doch ſeltſam und bedrückend, die Heimat zu verlaſſen und aus dem Vaterhauſe weg in eine fremde Anſtalt zu ziehen.

Drittes Kapitel

Ganz im Nordweſten des Landes liegt zwiſchen waldigen Hügeln und kleinen ſtillen Seen das große Ziſterzienſerkloſter Maulbronn. Weitläufig, feſt und wohl erhalten ſtehen die ſchönen alten Bauten und wären ein verlockender Wohnſitz, denn ſie ſind prächtig, von innen und außen, und ſind in den Jahrhunderten mit ihrer ruhig ſchönen, grünen Umgebung edel und innig zuſammengewachſen. Wer das Kloſter beſuchen will, tritt durch ein maleriſches, die hohe Mauer öffnendes Tor auf einen weiten und ſehr ſtillen Platz. Ein Brunnen läuft dort und es ſtehen alte ernſte Bäume da und zu beiden Seiten alte ſteinerne und feſte Häuſer und im Hintergrunde die Stirnſeite der gewaltigen Hauptkirche mit einer ſpät-romaniſchen Vorhalle, Paradies genannt, von einer graziöſen, entzückenden Schönheit ohne gleichen. Auf dem mächtigen Dach der Kirche

reitet ein nadelſpitzes, humoriſtiſches Türmchen, von dem man nicht begreift, wie es eine Glocke tragen ſoll. Der unverſehrte Kreuzgang, ſelber ein ſchönes Werk, enthält als Kleinod eine köſtliche Brunnenkapelle; das Herrenrefektorium mit kräftig edlem Kreuzgewölbe, ein wundervoller Raum, weiter Oratorium, Parlatorium, Laienrefektorium, Abtwohnung und zwei Kirchen ſchließen ſich maſſig aneinander. Maleriſche Mauern, Erker, Tore, Gärtchen, eine Mühle, Wohnhäuſer umkränzen behaglich und heiter die wuchtigen alten Bauwerke. Der weite Vorplatz liegt ſtill und leer und ſpielt im Schlaf mit den Schatten ſeiner Bäume; nur in der Stunde nach Mittag kommt ein flüchtiges Scheinleben über ihn. Dann tritt eine Schar junger Leute aus dem Kloſter, verliert ſich über die weite Fläche, bringt ein wenig Bewegung, Rufen, Geſpräch und Gelächter mit, ſpielt etwa auch ein Ballſpiel, und verſchwindet nach Ablauf der Stunde raſch und ſpurlos hinter den Mauern. Auf dieſem Platz hat ſchon mancher ſich gedacht, hier wäre der Ort für ein tüchtiges Stück Leben und Freude, hier müßte etwas Lebendiges, Beglückendes wachſen können, hier müßten reife und gute Menſchen ihre freu-

digen Gedanken denken und ſchöne, heitere Werke ſchaffen.

In liebevoller Fürſorge hat die Regierung dies herrliche, weltfern gelegene, hinter Hügeln und Wäldern verborgene Kloſter den Schülern des proteſtantiſch-theologiſchen Seminars eingeräumt, damit Schönheit und Ruhe die empfänglichen jungen Gemüter umgebe. Zugleich ſind dort die jungen Leute den zerſtreuenden Einflüſſen der Städte und des Familienlebens entzogen und bleiben vor dem ſchädigenden Anblick des tätigen Lebens bewahrt. Es wird dadurch ermöglicht, den Jünglingen jahrelang das Studium der hebräiſchen und griechiſchen Sprache ſamt Nebenfächern allen Ernſtes als Lebensziel erſcheinen zu laſſen, den ganzen Durſt der jungen Seelen reinen und idealen Studien und Genüſſen zuzuwenden. Dazu kommt als wichtiger Faktor das Internatsleben, die Nötigung zur Selbſterziehung, das Gefühl der Zuſammengehörigkeit. Die Regierung, auf deren Koſten die Seminariſten leben und ſtudieren dürfen, hat hierdurch dafür geſorgt, daß ihre Zöglinge eines beſonderen Geiſtes Kinder werden, an welchem ſie ſpäter jederzeit erkannt werden können — eine feine und

ſichere Art der Brandmarkung und ein ſinniges Symbol der freiwilligen Leibeigenſchaft. Mit Ausnahme der Wildlinge, die ſich je und je einmal losreißen, kann man denn auch jeden ſchwäbiſchen Seminariſten ſein Leben lang als ſolchen erkennen. Wie verſchieden ſind die Menſchen und wie verſchieden die Umgebungen und Verhältniſſe, in denen ſie aufwachſen! Das gleicht die Regierung bei ihren Schützlingen gerecht und gründlich aus, durch eine Art von geiſtiger Uniform oder Livree.

Wer beim Eintritt ins Kloſterſeminar noch eine Mutter gehabt hat, der denkt zeitlebens an jene Tage mit Dankbarkeit und lächelnder Rührung. Hans Giebenrath war nicht in dieſem Fall und kam ohne alle Rührung darüber hinweg, aber er konnte doch eine große Zahl von fremden Müttern beobachten und hatte einen ſonderbaren Eindruck davon.

In den großen, mit Wandſchränken eingefaßten Korridoren, den ſogenannten Dormenten, ſtanden Kiſten und Körbe umher und die von ihren Eltern begleiteten Knaben waren mit dem Auspacken und Einräumen ihrer Siebenſachen beſchäftigt. Jeder hatte ſeinen numerierten Schrank und in den Arbeitszimmern ſein numeriertes Pü-

chergeſtell angewieſen bekommen. Söhne und Eltern knieten auspackend am Boden, der Famulus wandelte wie ein Fürſt zwiſchendurch und gab hie und da wohlmeinenden Rat. Es wurden ausgepackte Kleider ausgebreitet, Hemden gefaltet, Bücher aufgeſtapelt, Stiefel und Pantoffeln in Reihen geſtellt. Die Ausrüſtung war in den Hauptſtücken bei allen dieſelbe, denn die Mindeſtzahl der mitzubringenden Wäſcheſtücke und das Weſentliche des übrigen Hausrats waren vorgeſchrieben. Blecherne Waſchbecken mit eingekratzten Namen kamen zum Vorſchein und wurden im Waſchſaal aufgeſtellt, Schwamm, Seifenſchale, Kamm und Zahnbürſten daneben. Ferner hatte jeder eine Lampe, eine Erdölkanne und ein Tiſchbeſteck mitgebracht.

Die Knaben waren ſämtlich überaus geſchäftig und erregt. Die Väter lächelten, verſuchten mitzuhelfen, ſahen oft nach ihren Taſchenuhren, hatten ziemlich Langeweile und machten Verſuche ſich zu drücken. Die Seele der ganzen Tätigkeit waren aber die Mütter. Stück für Stück nahmen ſie die Kleider und Wäſche zuhanden, ſtrichen Falten hinweg, zogen Bänder zurecht und verteilten die Stücke mit ſorgfältigem Ausprobieren möglichſt

ſauber und praktiſch im Schrank. Ermahnungen, Ratſchläge und Zärtlichkeiten floſſen mit ein.

„Die neuen Hemden mußt du beſonders ſchonen, ſie haben drei Mark fünfzig gekoſtet.“

„Die Wäſche ſchickſt du alle vier Wochen per Bahn — wenn's eilig iſt, per Poſt. Der ſchwarze Hut iſt nur für Sonntags.“

Eine dicke, behagliche Frau ſaß auf einer hohen Kiſte und lehrte ihren Sohn die Kunſt, Knöpfe anzunähen.

„Wenn du Heimweh haſt,“ hieß es anderswo, „dann ſchreib mir nur immer. 's iſt ja nicht ſo ſchrecklich lang bis Weihnachten.“

Eine hübſche, noch ziemlich junge Frau überſah den gefüllten Schrank ihres Söhnleins und fuhr mit liebkoſender Hand über die Wäſchehäufchen und Röcke und Hoſen. Als ſie damit fertig war, begann ſie ihren Buben, einen breitſchultrigen Pausback, zu ſtreicheln. Er ſchämte ſich und wehrte verlegen lachend ab und ſteckte auch noch, um ja nicht zärtlich auszuſehen, beide Hände in die Hoſentaſchen. Der Abſchied ſchien der Mutter ſchwerer zu fallen als ihm.

Bei andern war es umgekehrt. Sie blickten ihre beſchäftigten Mütter tat- und ratlos an und

ſahen aus, als möchten ſie am liebſten wieder mit heimreiſen. Bei allen aber lag die Furcht vor dem Abſchied und das geſteigerte Gefühl der Zärtlichkeit und Anhänglichkeit in ſchwerem Kampf mit der Scheu vor Zuſchauern und mit dem trotzigen Würdegefühl erſter Männlichkeit. Mancher, der am liebſten geheult hätte, machte nun ein künſtlich ſorgloſes Geſicht und tat ſo, als ginge nichts ihm nah. Und die Mütter lächelten dazu.

Faſt alle entnahmen ihren Kiſten außer dem Notwendigſten auch noch einige Luxusſtücke, ein Säcklein Äpfel, eine Rauchwurſt, ein Körbchen Backwerk und dergleichen. Viele hatten Schlittſchuhe mitgebracht. Koloſſales Aufſehen erregte ein kleiner, pfiffig ausſehender Jüngling durch den Beſitz eines ganzen Schinkens, den er auch keineswegs zu verbergen trachtete.

Man konnte leicht unterſcheiden, welche von den Jungen direkt von Hauſe kamen und welche ſchon früher in Inſtituten und Penſionen geweſen waren. Aber auch dieſen ſah man die Aufregung und Spannung an.

Herr Giebenrath half ſeinem Sohn beim Auspacken und benahm ſich dabei klug und praktiſch. Er war früher damit fertig als die meiſten an-

dern und ſtand eine Weile mit Hans gelangweilt und hilflos im Dorment herum. Da er auf allen Seiten mahnende und belehrende Väter, tröſtende und ratgebende Mütter und beklommen zuhörende Söhne erblickte, hielt auch er es für angemeſſen, ſeinem Hans einige goldene Worte mit auf den Lebensweg zu geben. Er überlegte lang und ſchlich gequält neben dem ſtummen Knaben einher, dann legte er plötzlich los und förderte eine kleine Blütenleſe von weihevollen Redensarten zutage, die Hans verwundert und ſtill entgegennahm, bis er einen daneben ſtehenden Pfarrer über die väterliche Rede beluſtigt lächeln ſah; da ſchämte er ſich und zog den Redner beiſeite.

„Alſo nicht wahr, du wirſt deiner Familie Ehre machen? Und deinen Vorgeſetzten folgſam ſein?“

„Ja natürlich,“ ſagte Hans.

Der Vater ſchwieg und atmete erleichtert auf. Es begann ihm elend langweilig zu werden. Auch Hans kam ſich ziemlich verloren vor, ſchaute bald mit beklommener Neugierde durch die Fenſter in den ſtillen Kreuzgang hinab, deſſen altertümlich einſiedleriſche Würde und Ruhe ſonderbar im Gegenſatz zu dem oben lärmenden jungen Leben

ſtand, bald beobachtete er ſchüchtern die beſchäftigten Kameraden, deren er noch keinen kannte. Jener Stuttgarter Examensgenoſſe ſchien, trotz ſeinem raffinierten Göppinger Latein nicht beſtanden zu haben, wenigſtens ſah Hans ihn nirgends. Ohne ſich viel dabei zu denken, betrachtete er ſeine künftigen Mitſchüler. So ähnlich an Art und Zahl die Ausrüſtung ſämtlicher Knaben war, konnte man doch leicht die Städter von den Bauernſöhnen und die Wohlhabenden von den Armen unterſcheiden. Söhne reicher Leute freilich kamen ſelten ins Seminar, was teils auf den Stolz oder die tiefere Einſicht der Eltern, teils auf die Begabung der Kinder ſchließen läßt; doch ſendet immerhin mancher Profeſſor und höhere Beamte in Erinnerung an die eigenen Kloſterjahre ſeinen Jungen nach Maulbronn. So ſah man denn unter den vierzig Schwarzröckchen mancherlei Verſchiedenheit an Tuch und Schnitt und noch mehr unterſchieden ſich die jungen Leute in Manieren, Dialekt und Haltung. Es gab hagere Schwarzwälder mit ſteifen Gliedmaßen, ſaftige Albſöhne, ſtrohblond und breitmäulig, bewegliche Unterländer mit freien und heiteren Manieren, feine Stuttgarter mit ſpitzen Stiefeln

und einem verdorbenen, will ſagen verfeinerten Dialekt. Annähernd der fünfte Teil dieſer Jugendblüte trug Brillen. Einer, ein ſchmächtiges und faſt elegantes Stuttgarter Mutterſöhnchen, war mit einem ſteifen feinen Filzhut bekleidet, benahm ſich vornehm und ahnte nicht, daß jene ungewohnte Zierde ſchon jetzt am erſten Tage die Verwegenern unter den Kameraden auf ſpätere Hänſeleien und Gewalttaten lüſtern machte.

Ein feinerer Zuſchauer konnte wohl erkennen, daß das zage Häuflein keine ſchlechte Auswahl aus der Jugend des Landes vorſtellte. Neben Durchſchnittsköpfen, denen man von weitem den Nürnberger Trichter anmerkte, fehlte es weder an feinen noch an trotzig feſten Burſchen, welchen hinter der glatten Stirne ein höheres Leben noch halb im Traume liegen mochte. Vielleicht war der eine oder andere von jenen ſchlauen und hartnäckigen Schwabenſchädeln darunter, welche je und je im Lauf der Zeiten ſich mitten in die große Welt gedrängt und ihre ſtets etwas trockenen und eigenſinnigen Gedanken zum Mittelpunkt neuer, mächtiger Syſteme gemacht haben. Denn Schwaben verſorgt ſich und die Welt nicht allein mit den wohlerzogenſten Theologen, ſondern verfügt auch

mit Stolz über eine traditionelle Fähigkeit zur philoſophiſchen Spekulation, welcher ſchon mehrmals anſehnliche Propheten oder auch Irrlehrer entſtammt ſind. Und ſo übt das fruchtbare Land, deſſen politiſch große Traditionen weit dahinten liegen und das ſich nun als harmloſes Küchlein an den ſcharf geſchnäbelten nördlichen Adler ſchmiegt, wenigſtens auf den geiſtigen Gebieten der Gottesgelehrtheit und Philoſophie noch immer ſeinen ſichern Einfluß auf die Welt. Daneben ſteckt im Volke auch noch von alters her eine Freude an ſchöner Form und träumeriſcher Poeſie, woraus von Zeit zu Zeit Reimer und Dichter hervorwachſen, die nicht zu den ſchlechten gehören. Neuerdings gelten ſie freilich wenig mehr, denn auch in der Poeſie haben unſere nördlicher wohnenden Herren Brüder die Vorherrſchaft übernommen, finden die ſüdliche Sprache unfein und geben mit ihren ſchärferen Zungen den Ton an, welcher bald auf Erdgeruch, bald auf Berliner Eleganz gerichtet und unſerer altmodiſchen Leier an ſchneidigem Weſen allerdings weit überlegen iſt. Leider geht es weder hier noch anderwärts an, ſich dagegen zu bäumen und jenen ſtolzen Berlinern den noch ſehr jungen Edelroſt herunterzutun. Auch gönnen

wir gerne jedem das Seine: uns Schwaben unſern alten Staufen, wo über ſtillen Wäldern die paar Reſte uralter Herrlichkeit ſchlummern und träumen, und den andern ihren Zollern, wo glatte, peinlich ſaubere Fahrwege an blanken Kanonen vorüberführen. Es hat ja beides etwas für ſich.

In den Einrichtungen und Sitten des Maulbronner Seminars war, äußerlich betrachtet, nichts Schwäbiſches zu ſpüren, vielmehr war neben den aus Kloſterzeiten übergebliebenen lateiniſchen Namen noch manche klaſſiſche Etikette neuerdings aufgeklebt worden. Die Stuben, auf welche die Zöglinge verteilt waren, hießen: Forum, Hellas, Athen, Sparta, Akropolis, und daß die kleinſte und letzte Germania hieß, ſchien faſt darauf zu deuten, daß man Gründe habe, aus der germaniſchen Gegenwart nach Möglichkeit ein römiſch-griechiſches Traumbild zu machen. Doch war auch dies wiederum nur äußerlich und in Wahrheit hätten hebräiſche Namen beſſer gepaßt. So wollte denn auch der fröhliche Zufall, daß die Stube Athen nicht etwa die weitherzigſten und beredteſten Leute, ſondern gerade ein paar rechtſchaffene Langweiler zu Inſaſſen bekam, und daß auf Sparta nicht Kriegsmänner und Asketen, ſondern eine Handvoll fideler

und üppiger Hoſpitanten wohnten. Hans Giebenrath war der Stube Hellas zugeteilt, zuſammen mit neun Kameraden.

Es war ihm doch eigentümlich ums Herz, als er am Abend zum erſtenmal mit den Neun zuſammen den kühlen, kahlen Schlafſaal betrat und ſich in ſeine ſchmale Schülerbettſtatt legte. Von der Decke hing eine große Erdöllaterne herab, bei deren rotem Schein man ſich entkleidete und die ein Viertel nach zehn Uhr vom Famulus gelöſcht wurde. Da lag nun einer neben dem andern, zwiſchen je zwei Betten ſtand ein Stühlchen mit den Kleidern darauf, am Pfeiler hing der Strick herab, an dem die Morgenglocke angezogen wird. Zwei oder drei von den Knaben kannten einander ſchon und plauderten ein paar zaghafte Flüſterworte, die bald verſtummten; die andern waren einander fremd und jeder lag ein wenig bedrückt und totenſtill in ſeinem Bett. Die Eingeſchlummerten ließen tiefe Atemzüge hören, oder regte einer ſchlafend den Arm, daß die leinene Decke rauſchte; wer noch wachte, hielt ſich ganz ruhig. Hans konnte lange nicht einſchlafen. Er horchte auf das Atmen ſeiner Nachbarn und vernahm nach einer Weile ein ſeltſam ängſtliches Geräuſch vom über-

nächſten Bette; dort lag einer und weinte, den Teppich über den Kopf gezogen, und das leiſe, wie aus der Ferne hertönende Schluchzen regte Hans wunderlich auf. Er ſelber hatte kein Heimweh, doch tat es ihm um die ſtille kleine Kammer leid, die er zu Hauſe gehabt hatte; dazu kam das zage Grauen vor dem ungewiſſen Neuen und vor den vielen Kameraden. Es war noch nicht Mitternacht, da wachte keiner mehr im Saal. Nebeneinander lagen die jungen Schläfer, die Wange ins geſtreifte Kiſſen gedrückt, traurige und trotzige, fidele und zaghafte, vom ſelben ſüßen, feſten Raſten und Vergeſſen übermannt. Über die alten ſpitzen Dächer, Türme, Erker, Fialen, Mauerzinnen und ſpitzbogigen Galerien ſtieg ein blaſſer halber Mond herauf; ſein Licht lagerte ſich an Geſimſen und Schwellen, floß über gotiſche Fenſter und romaniſche Tore und zitterte bleichgolden in der großen, edlen Schale des Kreuzgangbrunnens. Ein paar gelbliche Streifen und Lichtflecke fielen auch durch die drei Fenſter in den Schlafſaal der Stube Hellas und wohnten neben den Träumen der ſchlummernden Knaben ſo nachbarlich wie ehemals neben denen der Mönchsgeſchlechter.

Am folgenden Tage fand der feierliche Aufnahmeakt im Oratorium statt. Die Lehrer standen in Gehröcken da, der Ephorus hielt eine Ansprache, die Schüler saßen gedankenvoll gebückt in den Stühlen und versuchten zuweilen rückwärts nach ihren weiter hinten sitzenden Eltern zu schielen. Die Mütter schauten sinnend und lächelnd auf ihre Söhne, die Väter hielten sich aufrecht, folgten der Rede und sahen ernst und entschlossen aus. Stolze und löbliche Gefühle und schöne Hoffnungen schwellten ihre Brust und kein einziger dachte daran, daß er heute sein Kind gegen einen Geldvorteil an den Staat verkaufe. Zum Schluß wurde ein Schüler um den andern mit Namen aufgerufen, trat vor die Reihen und ward vom Ephorus mit einem Handschlag aufgenommen und verpflichtet und war hiermit, falls er sich wohl verhielt, bis an sein Lebensende staatlich versorgt und untergebracht. Daß sie das vielleicht nicht ganz umsonst haben könnten, darüber dachte keiner nach, so wenig als die Väter.

Viel ernster und beweglicher kam ihnen der Augenblick vor, da sie von Vater und Mutter Abschied nehmen mußten. Teils zu Fuß, teils im Postwagen, teils in allerlei in der Eile erwischten

Fahrzeugen entſchwanden dieſe dem Blick der zurückgelaſſenen Söhne, Tüchlein wehten noch lange durch die milde Septemberluft, ſchließlich nahm der Wald die Abreiſenden auf und die Söhne kehrten ſtill und nachdenklich ins Kloſter zurück.

„So, jetzt ſind die Herren Eltern abgereiſt,“ ſprach der Famulus.

Nun begann man einander anzuſehen und kennen zu lernen, zunächſt jede Stube unter ſich. Man füllte das Tintenfaß mit Tinte, die Lampe mit Öl, ordnete Bücher und Hefte und verſuchte im neuen Raume heimiſch zu werden. Dabei ſchaute man einander neugierig an, begann ein Geſpräch, fragte einander um Heimatort und bisherige Schule und erinnerte ſich an das gemeinſam durchſchwitzte Landexamen. Um einzelne Pulte bildeten ſich plaudernde Gruppen, da und dort wagte ſich ein helles Knabengelächter hervor und am Abend waren die Stubengenoſſen ſchon viel beſſer miteinander bekannt als Schiffspaſſagiere am Ende einer Seereiſe.

Unter den neun Kameraden, die mit Hans in der Stube Hellas wohnten, waren vier dezidierte Charakterköpfe, der Reſt gehörte mehr oder weniger dem guten Durchſchnitt an. Da war zunächſt Otto

Hartner, ein Stuttgarter Professorensohn, begabt, ruhig, selbstsicher und im Benehmen tadellos. Er war breit und stattlich gewachsen und gut gekleidet und imponierte der Stube durch sein festes, tüchtiges Auftreten.

Dann Karl Hamel, der Sohn eines kleinen Dorfschulzen aus der Alb. Um ihn kennen zu lernen, brauchte es schon einige Zeit, denn er stak voll von Widersprüchen und rückte selten aus seinem scheinbaren Phlegma heraus. Dann war er leidenschaftlich, ausgelassen und gewalttätig, doch dauerte es nie lange, so kroch er in sich zurück und man wußte dann nicht, war er ein stiller Beobachter oder nur ein Duckmäuser.

Eine auffallende, obwohl weniger komplizierte Erscheinung war Hermann Heilner, ein Schwarzwälder aus gutem Hause. Man wußte schon am ersten Tag, er sei ein Dichter und Schöngeist, und es ging die Sage, er habe seinen Aufsatz im Landexamen in Hexametern abgefaßt. Er redete viel und lebhaft, besaß eine schöne Violine und schien sein Wesen an der Oberfläche zu tragen, das hauptsächlich aus einer jugendlich unreifen Mischung von Sentimentalität und Leichtsinn bestand. Doch trug er weniger sichtbar auch Tieferes in

Hermann Hesse

ſich. Er war an Leib und Seele über ſein Alter entwickelt und begann ſchon verſuchsweiſe eigene Bahnen zu wandeln.

Der ſonderbarſte Hellasbewohner war aber Emil Lucius, ein verſtecktes, blaßblondes Männlein, zäh, fleißig und trocken wie ein greiſer Bauer. Trotz ſeiner unfertigen Statur und Züge machte er nicht den Eindruck eines Knaben, ſondern hatte überall etwas Erwachſenes an ſich, als wäre an ihm nun einmal nichts mehr zu ändern. Gleich am erſten Tage, während die anderen ſich langweilten, plauderten und ſich einzugewöhnen ſuchten, ſaß er ſtill und gelaſſen über einer Grammatik, hatte die Ohren mit den Daumen zugeſtopft und lernte drauf los, als gälte es, verlorene Jahre einzuholen.

Dieſem ſtillen Kauz kam man erſt nach und nach auf ſeine Schliche und fand in ihm einen ſo raffinierten Geizkragen und Egoiſten, daß gerade ſeine Vollkommenheit in dieſen Laſtern ihm eine Art von Achtung oder wenigſtens Duldung eintrug. Er hatte ein durchtriebenes Spar- und Profitſyſtem, deſſen einzelne Fineſſen nur allmählich zutage traten und Staunen erregten. Es begann früh morgens beim Aufſtehen damit, daß

Lucius im Waschsaal entweder als Erster oder als Letzter eintrat, um das Handtuch und womöglich auch die Seife eines anderen zu benützen und seine eigenen Sachen zu schonen. So brachte er es zustande, daß sein Handtuch stets für zwei und mehr Wochen vorhielt. Nun mußten aber die Tücher alle acht Tage erneuert werden und jeden Montag Vormittag hielt der Oberfamulus hierüber Kontrolle ab. Also hängte auch Lucius jeden Montag früh ein frisches Tuch an seinen numerierten Nagel, holte es aber in der Mittagspause wieder weg, faltete es sauber zusammen, tat es in den Kasten zurück und hängte dafür das geschonte alte wieder auf. Seine Seife war hart und gab wenig her, dafür hielt sie monatelang aus. Deshalb war aber Emil Lucius keineswegs von vernachlässigtem Äußeren, sondern sah stets proper aus, kämmte und scheitelte sein dünnes blondes Haar mit Sorgfalt und schonte Wäsche und Kleidung aufs beste.

Vom Waschsaal ging es zum Frühstück. Dazu gab es eine Tasse Kaffee, ein Stück Zucker und einen Wecken. Die meisten fanden das nicht üppig, denn junge Leute haben nach achtstündigem Schlaf gewöhnlich einen tüchtigen Morgenhunger. Lucius war zufrieden, sparte sich das tägliche Stück

Zucker am Munde ab und fand stets Abnehmer dafür, zwei Stück für einen Pfennig oder fünfundzwanzig Stück für ein Schreibheft. Daß er des Abends, um das teure Öl zu sparen, gern beim Scheine fremder Lampen arbeitete, versteht sich von selber. Dabei war er nicht etwa ein Kind armer Eltern, sondern stammte aus ganz behaglichen Verhältnissen, wie denn überhaupt die Kinder gänzlich armer Leute selten zu wirtschaften und zu sparen verstehen, vielmehr stets soviel brauchen als sie haben und kein Zurücklegen kennen.

Emil Lucius dehnte sein System aber nicht nur auf Sachbesitz und greifbare Güter aus, sondern suchte auch im Reich des Geistes, wo er konnte, seinen Vorteil herauszuschlagen. Hierbei war er so klug, nie zu vergessen, daß aller geistige Besitz nur von relativem Werte ist, darum wandte er wirklichen Fleiß nur an die Fächer, deren Bebauung in einem spätern Examen Früchte tragen konnte, und begnügte sich in den übrigen bescheiden mit einem mäßigen Durchschnittszeugnis. Was er lernte und leistete, maß er stets nur an den Leistungen der Mitschüler und er wäre lieber mit halben Kenntnissen Erster als mit doppelten Zweiter gewesen. Darum sah man ihn abends, wenn die

Kameraden sich allerlei Zeitvertreib, Spiel und Lektüre hingaben, still an der Arbeit sitzen. Das Lärmen der andern störte ihn durchaus nicht, er warf sogar gelegentlich einen neidlos vergnügten Blick darauf. Denn wenn alle andern auch gearbeitet hätten, wäre seine Mühe ja nicht rentabel gewesen.

Alle diese Schlauheiten und Kniffe nahm dem fleißigen Streber niemand übel. Aber wie alle Übertreiber und Allzuprofitlichen tat auch er bald einen Schritt ins Törichte. Da aller Unterricht im Kloster unentgeltlich war, kam er auf die Idee, dies zu benützen und sich Violinstunden geben zu lassen. Nicht daß er etwa einige Vorbildung, etwas Gehör und Talent oder auch nur irgend welche Freude an der Musik gehabt hätte! Aber er dachte, man könne schließlich geigen lernen so gut wie Latein oder Rechnen. Die Musik war, wie er hatte sagen hören, im späteren Leben von Nutzen und machte ihren Mann beliebt und angenehm und jedenfalls kostete die Sache nichts, denn auch eine Schulgeige stellte das Seminar zur Verfügung.

Dem Musiklehrer Haas standen die Haare zu Berg, als Lucius zu ihm kam und Violinstunden haben wollte, denn er kannte ihn von den Sing-

ſtunden her, in welchen die Luciusſchen Leiſtungen zwar alle Mitſchüler hoch erfreuten, ihn aber, den Lehrer, zum Verzweifeln brachten. Er verſuchte, dem Jungen die Sache auszureden; doch damit kam er hier an den Unrechten. Lucius lächelte fein und beſcheiden, berief ſich auf ſein gutes Recht und erklärte ſeine Luſt zur Muſik für unbezwinglich. So bekam er denn die ſchlechteſte der Übungsgeigen eingehändigt, erhielt wöchentlich zwei Lektionen und übte jeden Tag ſeine halbe Stunde. Nach der erſten Übeſtunde erklärten aber die Stubengenoſſen, dies ſei das erſte und letzte Mal geweſen und ſie verbäten ſich das heilloſe Geſtöhn. Von da an ſtrich Lucius mit ſeiner Geige ruhelos durchs Kloſter, ſtille Winkel zum Üben ſuchend, von wo dann kratzend, quietſchend und winſelnd ſonderbare Töne hervordrangen und die Nachbarſchaft beängſtigten. Es war, ſagte der Dichter Heilner, als flehe die gequälte alte Geige aus allen ihren Wurmſtichen verzweifelt um Schonung. Da keine Fortſchritte erfolgten, wurde der gepeinigte Lehrer nervös und grob, Lucius übte immer verzweifelter und ſein bisher ſelbſtzufriedenes Krämergeſicht ſetzte bittere Sorgenfalten an. Es war die reine Tragödie, denn als am Ende der Lehrer ihn für völlig

unfähig erklärte und ſich weigerte die Stunden fortzuſetzen, wählte der betörte Lernluſtige das Klavier und quälte ſich auch damit lange, fruchtloſe Monate hindurch, bis er mürb war und ſtill verzichtete. In ſpäteren Jahren dann aber, wenn von Muſik die Rede war, ließ er etwa durchblicken, auch er habe ehedem ſowohl Klavier wie Geige gelernt und ſei nur durch die Verhältniſſe dieſen ſchönen Künſten leider allmählich entfremdet worden.

So war die Stube Hellas häufig in der Lage, ſich über ihre komiſchen Inſaſſen zu amüſieren, denn auch der Schöngeiſt Heilner führte manche lächerliche Szene auf. Karl Hamel ſpielte den Froniker und witzigen Beobachter. Er war um ein Jahr älter als die andern, das verlieh ihm eine gewiſſe Überlegenheit, doch brachte er es zu keiner geachteten Rolle; er war launiſch und fühlte etwa alle acht Tage das Bedürfnis, ſeine Körperkraft in einer Rauferei zu erproben, wobei er dann wild und faſt grauſam war.

Hans Giebenrath ſah dem mit Erſtaunen zu und ging ſeine ſtillen Wege vor ſich hin als ein guter, aber ruhiger Kamerad. Er war fleißig, faſt ſo fleißig wie Lucius, und genoß die Achtung ſeiner Stubenkumpane mit Ausnahme Heilners,

der den genialen Leichtſinn auf ſeine Fahne geſchrieben hatte und ihn gelegentlich als einen Streber verſpottete. Im ganzen fanden ſich alle die vielen, in der raſchen Entwicklung ihrer Jahre ſtehenden Knaben wohl ineinander, wenn auch abendliche Raufhändel auf den Dormenten nichts Seltenes waren. Denn man war zwar mit Eifer beſtrebt, ſich erwachſen zu fühlen und das noch ungewohnte „Sie“ſagen der Lehrer durch wiſſenſchaftlichen Ernſt und gutes Benehmen zu rechtfertigen, und man ſah auf die eben verlaſſene Lateinſchule mindeſtens ſo hochmütig und mitleidig zurück wie ein angehender Student aufs Gymnaſium. Aber je und je brach durch die künſtliche Würde doch eine unverfälſchte Bubenhaftigkeit hervor und wollte ihr Recht haben. Dann widerklang das Dorment von ſaftigen Lufthieben und kräftig geſalzenen Knabenſchimpfworten.

Für den Leiter oder Lehrer einer ſolchen Anſtalt müßte es lehrreich und köſtlich ſein zu beobachten, wie nach den erſten Wochen des Zuſammenlebens die Knabenſchar einer ſich ſetzenden chemiſchen Miſchung gleicht, worin ſchwankende

Wolken und Flocken ſich ballen, wieder löſen und anders formen, bis eine Zahl von feſten Gebilden da iſt. Nach Überwindung der erſten Scheu und nachdem alle einander genügend kennen gelernt hatten, begann ein Wogen und Durcheinanderſuchen, Gruppen traten zuſammen, Freundſchaften und Antipathien traten zutage. Selten ſchloſſen ſich Landsleute und frühere Schulkameraden zuſammen, die meiſten wandten ſich neuen Bekannten zu, Städter zu Bauernſöhnen, Ältler zu Unterländern, nach einem geheimen Trieb zum Mannigfaltigen und zur Ergänzung. Die jungen Weſen taſteten unſchlüſſig nacheinander, neben das Bewußtſein der Gleichheit trat das Verlangen nach Abſonderung, und in manchem von den Knaben erwachte hiebei zum erſtenmal die keimende Bildung einer Perſönlichkeit aus dem Kindesſchlummer. Unbeſchreibliche kleine Szenen der Zuneigung und der Eiferſucht ſpielten ſich ab, gediehen zu Freundſchaftsbündniſſen und zu erklärten, trotzigen Feindſchaften, und endeten, je nachdem, mit zärtlichen Verhältniſſen und Freundesſpaziergängen oder mit ſcharfen Ring- und Fauſtkämpfen.

Hans hatte an dieſem Treiben äußerlich keinen Anteil. Karl Hamel hatte ihm deutlich und ſtür-

miſch ſeine Freundſchaft angetragen, da war er erſchrocken zurückgewichen. Gleich darauf hatte ſich Hamel mit einem Bewohner Spartas befreundet; Hans war allein geblieben. Ein ſtarkes Gefühl ließ ihm das Land der Freundſchaft ſelig in ſehnſüchtigen Farben am Horizont erſcheinen und zog ihn mit ſtillem Trieb hinüber. Aber eine Schüchternheit hielt ihn zurück. Ihm war in ſeinen ſtrengen, mutterloſen Knabenjahren die Gabe des Anſchmiegens verkümmert, und vor allem äußerlich Enthuſiaſtiſchen hatte er ein Grauen. Dazu kam der Knabenſtolz und ſchließlich der leidige Ehrgeiz. Er war nicht wie Lucius, ihm war es wirklich um Erkenntnis zu tun, aber gleich jenem ſuchte er ſich alles fernzuhalten, was ihn der Arbeit entziehen konnte. So blieb er fleißig am Pult verharren, litt aber Neid und Sehnſucht, wenn er andere ſich ihrer Freundſchaft freuen ſah. Karl Hamel war der Unrechte geweſen, aber wenn irgend ein anderer gekommen wäre und ihn kräftig an ſich zu ziehen verſucht hätte, wäre er gerne gefolgt. Wie ein ſchüchternes Mädchen blieb er ſitzen und wartete, ob einer käme ihn zu holen, ein Stärkerer und Mutigerer als er, der ihn mitriſſe und zum Glücklichſein zwänge.

Da neben dieſen Angelegenheiten der Unterricht, namentlich im Hebräiſchen, viel zu tun gab, verging die erſte Zeit den Jünglingen ſehr raſch. Die zahlreichen kleinen Seen und Teiche, von denen Maulbronn umgeben iſt, ſpiegelten blaſſe Spätherbſthimmel, welkende Eſchen, Birken und Eichen und lange Dämmerungen wider, durch die ſchönen Forſte tobte ſtöhnend und frohlockend der vorwinterliche Kehraus und ſchon mehrmals war ein leichter Reif gefallen.

Der lyriſche Hermann Heilner hatte vergebens einen kongenialen Freund zu erwerben geſucht, nun ſtrich er täglich in der Ausgangsſtunde einſam durch die Wälder und bevorzugte namentlich den Waldſee, einen melancholiſchen braunen Weiher, von Röhricht umfaßt und von alten, welkenden Laubkronen überhangen. Der traurigſchöne Waldwinkel zog den Schwärmer mächtig an. Hier konnte er mit träumeriſcher Gerte im ſtillen Waſſer Kreiſe ziehen, die Schilflieder Lenaus leſen und, in den niederen Strandbinſen liegend, über das herbſtliche Thema vom Sterben und Vergehen ſinnen, während Blätterfall und das Rauſchen kahler Wipfel ſchwermütige Akkorde dazu gaben. Dann zog er häufig ein kleines ſchwarzes Schreibheftlein aus der Taſche,

um mit Bleiſtift einen Vers oder zwei darein zu ſchreiben.

Dies tat er auch in einer halbhellen Mittagſtunde ſpät im Oktober, als Hans Giebenrath, allein ſpazieren gehend, denſelben Ort betrat. Er ſah den Dichterjüngling auf dem Bretterſteg der kleinen Stellfalle ſitzen, ſein Heftlein im Schoß und den geſpitzten Bleiſtift nachdenklich in den Mund geſteckt. Ein Buch lag aufgeſchlagen daneben. Langſam trat er ihm näher.

„Grüß Gott, Heilner. Was treibſt du?“

„Homerleſen. Und du, Giebenräthchen?“

„Glaub' ich nicht. Ich weiß ſchon, was du machſt.“

„So?“

„Natürlich. Gedichtet haſt du.“

„Meinſt du?“

„Freilich.“

„Sitz' daher!“

Giebenrath ſetzte ſich neben Heilner auf das Brett, ließ die Beine über'm Waſſer baumeln und ſah zu, wie da und dort ein braunes Blatt und wieder eines durch die ſtille kühle Luft ſich herabdrehte und ungehört auf den bräunlichen Waſſerſpiegel ſank.

„Hier iſt's triſt," ſagte Hans.

„Ja, ja."

Beide hatten ſich der Länge nach auf den Rücken gelegt, ſo daß ihnen von der herbſtlichen Umgebung kaum noch ein paar überhängende Wipfel ſichtbar blieben und ſtatt deſſen der lichtblaue Himmel mit ruhig ſchwimmenden Wolkeninſeln hervortrat.

„Was für ſchöne Wolken!" ſagte Hans, behaglich ſchauend.

„Ja, Siebenräthchen," ſeufzte Heilner, „wenn man doch ſo eine Wolke wäre!"

„Was dann?"

„Dann würden wir da droben ſegelfahren, über Wälder und Dörfer und Oberämter und Länder weg, wie ſchöne Schiffe. Haſt du nie ein Schiff geſehen?"

„Nein, Heilner. Aber du?"

„O ja. Aber lieber Gott, du verſtehſt ja nichts von ſolchen Sachen. Wenn du nur lernen und ſtreben und büffeln kannſt!"

„Du hältſt mich alſo für ein Kamel?"

„Hab' ich nicht geſagt."

„So dumm, wie du glaubſt, bin ich noch lang nicht. Aber erzähl' weiter von den Schiffen."

Heilner drehte ſich um, wobei er um's Haar ins Waſſer geſtürzt wäre. Er lag nun bäuchlings, das Kinn in beide Hände gebohrt, mit aufgeſtützten Ellenbogen.

„Auf dem Rhein," fuhr er fort, „hab' ich ſolche Schiffe geſehen, in den Ferien. Einmal Sonntags, da war Muſik auf dem Schiff, bei Nacht, und farbige Laternen. Die Lichter ſpiegelten ſich im Waſſer und wir fuhren mit Muſik ſtromabwärts. Man trank Rheinwein und die Mädchen hatten weiße Kleider an."

Hans hörte zu und erwiderte nichts, aber er hatte die Augen geſchloſſen und ſah das Schiff durch die Sommernacht fahren, mit Muſik und roten Lichtern und Mädchen in weißen Kleidern. Der andere fuhr fort:

„Ja, das war anders als jetzt. Wer weiß hier was von ſolchen Sachen? Lauter Langweiler, lauter Duckmäuſer! Das ſchafft ſich ab und ſchindet ſich und weiß nichts Höheres als das hebräiſche Alphabet. Du biſt ja auch nicht anders."

Hans ſchwieg. Dieſer Heilner war doch ein ſonderbarer Menſch. Ein Schwärmer, ein Dichter. Schon oft hatte er ſich über ihn gewundert. Heilner arbeitete, wie jeder wußte, herzlich wenig

und trotzdem wußte er viel, verstand gute Antworten zu geben, und verachtete doch auch wieder diese Kenntnisse.

„Da lesen wir Homer," höhnte er weiter, „wie wenn die Odyssee ein Kochbuch wäre. Zwei Verse in der Stunde, und dann wird Wort für Wort wiedergekäut und untersucht, bis es einem zum Ekel wird. Aber am Schluß der Stunde heißt es dann jedesmal: Sie sehen, wie fein der Dichter das gewendet hat, Sie haben hier einen Blick in das Geheimnis des dichterischen Schaffens getan! Bloß so als Sauce um die Partikeln und Aoriste herum, damit man nicht ganz dran erstickt. Auf die Art kann mir der ganze Homer gestohlen werden. Überhaupt was geht uns eigentlich das alte griechische Zeug an? Wenn einer von uns einmal probieren wollte, ein bißchen griechisch zu leben, so würde er rausgeschmissen. Dabei heißt unsere Stube Hellas! Der reine Hohn! Warum heißt sie nicht „Papierkorb" oder „Sklavenkäfig" oder „Angströhre"? Das ganze klassische Zeug ist ja Schwindel."

Er spuckte in die Luft.

„Du, hast du vorher Verse gemacht?" fragte nun Hans.

„Ja.“

„Über was?“

„Hier, über den See und über den Herbst.“

„Zeig mir's!“

„Nein, es ist noch nicht fertig.“

„Aber wenn's fertig ist?“

„Ja, meinetwegen.“

Die zwei erhoben sich und gingen langsam ins Kloster zurück.

„Da, hast du eigentlich schon gesehen, wie schön das ist?“ sagte Heilner, als sie am „Paradies“ vorüberkamen, „Hallen, Bogenfenster, Kreuzgänge, Refektorien, gotisch und romanisch, alles reich und kunstvoll und Künstlerarbeit. Und für was der Zauber? Für drei Dutzend arme Buben, die Pfarrer werden wollen. Der Staat hat's übrig.“

Hans mußte den ganzen Nachmittag über Heilner nachdenken. Was war das für ein Mensch? Was Hans an Sorgen und Wünschen kannte, existierte für jenen gar nicht. Er hatte eigene Gedanken und Worte, er lebte wärmer und freier, litt seltsame Leiden und schien seine ganze Umgebung zu verachten. Er verstand die Schönheit der alten Säulen und Mauern. Und er trieb die geheimnisvolle, sonderbare Kunst, seine Seele in Versen

zu ſpiegeln und ſich ein eigenes, ſcheinlebendiges Leben aus der Phantaſie zu erbauen. Er war beweglich und unbändig und machte täglich mehr Witze, als Hans in einem Jahr. Er war ſchwermütig und ſchien ſeine eigene Traurigkeit wie eine fremde, ungewöhnliche und köſtliche Sache zu genießen.

Noch am Abend dieſes Tages gab Heilner der ganzen Stube eine Probe ſeines ſcheckigen und auffallenden Weſens. Einer der Kameraden, ein Maulheld und kleiner Geiſt namens Otto Wenger fing Streit mit ihm an. Eine Weile blieb Heilner ruhig, witzig und überlegen, dann ließ er ſich zum Austeilen einer Ohrfeige hinreißen und alsbald waren beide Gegner leidenſchaftlich und unlöslich ineinander verknäuelt und verbiſſen und trieben wie ein ſteuerloſes Schiff in Stößen und Halbkreiſen und Zuckungen durch Hellas, an den Wänden hin, über Stühle weg, auf dem Boden, beide wortlos, keuchend, ſprudelnd und ſchäumend. Die Kameraden ſtanden mit kritiſchen Geſichtern beobachtend dabei, wichen dem Knäuel aus, retteten ihre Beine, Pulte und Lampen und warteten in froher Spannung den Ausgang ab. Nach einigen Minuten erhob ſich Heilner mühſam, machte ſich

los und blieb atmend ſtehen. Er ſah zerſchunden aus, hatte rote Augen, einen zerriſſenen Hemdkragen und ein Loch im Hoſenknie. Sein Gegner wollte ihn aufs neue anfallen, er ſtand aber mit verſchränkten Armen da und ſagte hochmütig: „Ich mache nicht weiter — wenn du willſt, ſo ſchlag' zu.“ Otto Wenger ging ſchimpfend weg. Heilner lehnte ſich an ſein Pult, drehte an der Stehlampe, ſteckte die Hände in die Hoſentaſchen und ſchien ſich auf irgend etwas beſinnen zu wollen. Plötzlich brachen ihm Tränen aus den Augen, eine um die andere und immer mehr. Das war unerhört, denn Weinen galt ohne Zweifel für das Allerſchimpflichſte, was ein Seminariſt tun konnte. Und er tat gar nichts, es zu verbergen. Er verließ die Stube nicht, er blieb ruhig ſtehen, das blaß gewordene Geſicht der Lampe zugewendet; er wiſchte die Tränen nicht ab und nahm nicht einmal die Hände aus den Taſchen. Die andern ſtanden um ihn herum, neugierig und boshaft zuſchauend, bis Hartner ſich vor ihn hinſtellte und ihm ſagte: „Du, Heilner, ſchämſt du dich denn nicht?“

Der Weinende blickte langſam um ſich, wie einer, der eben aus einem tiefen Schlaf erwacht.

„Mich ſchämen — vor euch?“ ſagte er dann laut und verächtlich. „Nein, mein Beſter.“

Er wiſchte ſich das Geſicht ab, lächelte ärgerlich, blies ſeine Lampe aus und ging aus der Stube.

Hans Giebenrath war während der ganzen Szene an ſeinem Platz geblieben und hatte nur erſtaunt und erſchrocken zu Heilner hinüber geſchielt. Eine Viertelſtunde ſpäter wagte er es, dem Verſchwundenen nachzugehen. Er ſah ihn im dunkeln, froſtigen Dorment auf einem der tiefen Fenſterſimſe ſitzen, regungslos, und in den Kreuzgang hinunterſchauen. Von hinten ſahen ſeine Schultern und der ſchmale, ſcharfe Kopf eigentümlich ernſt und unknabenhaft aus. Er rührte ſich nicht, als Hans zu ihm trat und am Fenſter ſtehen blieb, und erſt nach einer Weile fragte er, ohne ſein Geſicht herüberzuwenden, mit heiſerer Stimme:

„Was gibt's?“

„Ich bin's,“ ſagte Hans ſchüchtern.

„Was willſt du?“

„Nichts.“

„So? Dann kannſt du ja wieder gehen.“

Hans war verletzt und wollte wirklich fortgehen. Da hielt Heilner ihn zurück.

„Halt doch,“ ſagte er in einem künſtlich ſcherzhaften Ton, „ſo war's nicht gemeint.“

Beide ſahen nun einander ins Geſicht und wahrſcheinlich ſah jeder in dieſem Augenblick des andern Geſicht zum erſten Male ernſtlich an und verſuchte ſich vorzuſtellen, daß hinter dieſen jünglinghaft glatten Zügen ein beſonderes Menſchenleben mit ſeinen Eigenarten und eine beſondere, in ihrer Weiſe gezeichnete Seele wohne.

Langſam ſtreckte Hermann Heilner ſeinen Arm aus, faßte Hans an der Schulter und zog ihn zu ſich her, bis ihre Geſichter einander ganz nahe waren. Dann fühlte Hans plötzlich mit wunderlichem Schreck des andern Lippen ſeinen Mund berühren.

Ihm ſchlug das Herz in einer ganz ungewohnten Beklemmung. Dies Beiſammenſein im dunkeln Dorment und dieſer plötzliche Kuß war etwas Abenteuerliches, Neues, vielleicht Gefährliches; es fiel ihm ein, wie entſetzlich es geweſen wäre, dabei ertappt zu werden, denn ein ſicheres Gefühl ließ ihn wiſſen, daß dies Küſſen den andern noch viel lächerlicher und ſchandbarer vorkommen würde als vorher das Weinen. Sagen konnte er nichts, aber das Blut ſtieg ihm mächtig zu Kopf und er wäre am liebſten davongelaufen.

Ein Erwachsener, welcher die kleine Szene gesehen hätte, hätte vielleicht seine stille Freude an ihr gehabt, an der unbeholfen scheuen Zärtlichkeit einer schamhaften Freundschaftserklärung und an den beiden ernsthaften, schmalen Knabengesichtern, welche beide hübsch und verheißungsvoll waren, halb noch der Kindesanmut teilhaftig und halb schon vom scheuen, schönen Trotz der Jünglingszeit überflogen.

Allmählich hatte das junge Volk sich ins Zusammenleben gefunden. Man kannte einander, jeder hatte von jedem eine gewisse Kenntnis und Vorstellung, und eine Menge Freundschaften waren geschlossen. Es gab Freundespaare, welche miteinander hebräische Vokabeln lernten, Freundespaare, die zusammen zeichneten oder spazieren gingen oder Schiller lasen. Es gab gute Lateiner und schlechte Rechner, die sich mit schlechten Lateinern und guten Rechnern zusammengetan hatten, um die Früchte genossenschaftlicher Arbeit zu genießen. Es gab auch Freundschaften, deren Fundament eine andere Art von Vertrag und Gütergemeinschaft bildete. So hatte der vielbeneidete Schinkenbesitzer seine ergänzende Hälfte an einem Gärtnerssohn aus Stammheim gefunden, der seinen Kasten-

boden voll ſchöner Äpfel liegen hatte. Er bat einſt beim Schinkeneſſen, da er Durſt bekam, jenen um einen Apfel und bot ihm dafür vom Schinken an. Sie ſetzten ſich zuſammen, ein vorſichtiges Geſpräch brachte zutage, daß der Schinken, wenn er zu Ende wäre, ſogleich erſetzt werden würde und daß auch der Äpfelbeſitzer bis weit ins Frühjahr hinein von den väterlichen Vorräten werde zehren können, und ſo kam ein ſolides Verhältnis zuſtande, das manches idealere und ſtürmiſcher geſchloſſene Bündnis lang überdauerte.

Nur wenige waren Einſpänner geblieben, unter ihnen Lucius, deſſen habſüchtige Liebe zur Kunſt damals noch in voller Blüte ſtand.

Es gab auch ungleiche Paare. Für das ungleichſte galten Hermann Heilner und Hans Giebenrath, der Leichtſinnige und der Gewiſſenhafte, der Dichter und der Streber. Man zählte zwar beide zu den Geſcheiten und Begabteſten, aber Heilner genoß den halb ſpöttiſch gemeinten Ruf eines Genies, während der andere im Geruch des Muſterknaben ſtand. Doch ließ man ſie ziemlich ungeſchoren, da jeder von ſeiner eigenen Freundſchaft in Anſpruch genommen war und gern für ſich blieb.

Über diesen persönlichen Interessen und Erlebnissen kam aber die Schule doch nicht zu kurz. Sie war vielmehr der große Satz und Rhythmus, neben welchem Luciussens Musik, Heilners Dichterei samt allen Bündnissen, Händeln und gelegentlichen Raufereien nur tändelnd als unwesentliche Variationen und kleine Separatbelustigungen dahinliefen. Vor allem gab das Hebräische zu tun. Die seltsame, uralte Sprache Jehovahs, ein spröder, verdorrter und doch noch geheimnisvoll lebendiger Baum, wuchs fremdartig, knorrig und rätselhaft vor den Augen der Jünglinge auf, durch wunderliche Verästungen auffallend und durch merkwürdig gefärbte und duftende Blüten überraschend. In seinen Zweigen, Höhlungen und Wurzeln hausten, schauerlich oder freundlich, tausendjährige Geister: phantastisch schreckhafte Drachen, naive liebliche Märchen, faltig ernste, trockene Greisenköpfe neben schönen Knaben und stilläugigen Mädchen oder streitbaren Frauen. Was in der behaglichen Lutherbibel fern und traumhaft geklungen hatte, von alttestamentlichen Nebeln mild umflort, das gewann nun in der rauhen, echten Sprache Blut und Stimme und ein veraltet schwerfälliges, aber zähes und unheimliches Leben. So erschien es

wenigſtens Heilner, der den ganzen Pentateuch täglich und ſtündlich verfluchte und doch mehr Leben und Seele in ihm fand und aus ihm ſog, als mancher geduldige Lerner, der alle Vokabeln wußte und keine Leſefehler mehr machte.

Daneben das Neue Teſtament, wo es zarter, lichter und innerlicher zuging und deſſen Sprache zwar weniger alt und tief und reich, aber feiner und von einem jungen, eifrigen und auch träumeriſchen Geiſt erfüllt war.

Und die Odyſſee, aus deren kräftig wohllautenden, ſtark und ebenmäßig dahinſtrömenden Verſen gleich einem weißen runden Nixenarm die Kunde und Ahnung eines untergegangenen, formklaren und glücklichen Lebens emporſtieg, bald feſt und greifbar in irgend einem kräftig umriſſenen derben Zuge, bald nur als Traum und ſchöne Ahnung aus einigen Worten und Verſen herausſchimmernd.

Hieneben verſchwanden die Hiſtoriker Xenophon und Livius oder ſtanden doch, als mindere Lichter, beſcheiden und faſt glanzlos beiſeite.

Hans bemerkte mit Erſtaunen, wie für ſeinen Freund alle Dinge anders ausſahen als für ihn. Für Heilner gab es nichts Abſtraktes, nichts was

er sich nicht hätte vorstellen und mit Phantasiefarben bemalen können. Wo das nicht anging, ließ er alles mit Unlust liegen. Die Mathematik war ihm eine mit hinterlistigen Rätseln beladene Sphinx, deren kühler, böser Blick ihre Opfer bannte, und er wich dem Ungeheuer in großem Bogen aus.

Die Freundschaft der beiden war ein sonderbares Verhältnis. Sie war für Heilner ein Vergnügen und Luxus, eine Bequemlichkeit oder auch eine Laune, für Hans aber war sie bald ein mit Stolz gehüteter Schatz, bald auch eine große, schwer zu tragende Last. Bisher hatte Hans die Abendstunden stets zur Arbeit benützt. Jetzt kam es fast alle Tage vor, daß Hermann, wenn er das Büffeln satt hatte, zu ihm herüberkam, ihm das Buch wegzog und ihn in Anspruch nahm. Schließlich zitterte Hans, so lieb der Freund ihm war, jeden Abend vor seinem Kommen und arbeitete in den obligatorischen Arbeitsstunden doppelt eifrig und eilig, um nichts zu versäumen. Noch peinlicher war es ihm, als Heilner auch theoretisch seinen Fleiß zu bekämpfen anfing.

„Das ist Taglöhnerei," hieß es, „du tust all die Arbeit ja doch nicht gern und freiwillig, sondern lediglich aus Angst vor den Lehrern oder vor deinem

Alten. Was haſt du davon, wenn du erſter oder zweiter wirſt? Ich bin zwanzigſter und darum doch nicht dümmer als ihr Streber.“

Entſetzt war Hans auch, als er zum erſtenmal ſah, wie Heilner mit ſeinen Schulbüchern umging. Er hatte einmal ſeine Bücher im Hörſaal liegen laſſen und entlehnte, da er ſich auf die nächſte Geographieſtunde vorbereiten wollte, Heilners Atlas. Da ſah er mit Grauſen, daß jener ganze Blätter mit dem Bleiſtift verſchmiert hatte. Die Weſtküſte der pyrenäiſchen Halbinſel war zu einem grotesken Profil ausgezogen, worin die Naſe von Porto bis Liſſabon reichte und die Gegend am Kap Finiſterre zu einem gekräuſelten Lockenſchmuck ſtiliſiert war, während das Kap St. Vincent die ſchön ausgedrehte Spitze eines Vollbartes bildete. So ging es von Blatt zu Blatt, auf die weißen Rückſeiten der Karten waren Karikaturen gezeichnet und freche Ulkverſe geſchrieben, und an Tintenflecken fehlte es auch nicht. Hans war gewohnt, ſeine Bücher als Heiligtümer und Kleinodien zu behandeln und er empfand dieſe Kühnheiten halb als Tempelſchändungen, halb als zwar verbrecheriſche, aber doch heroiſche Heldentaten.

Es konnte ſcheinen, als wäre der gute Gieben-

rath für seinen Freund lediglich ein angenehmes Spielzeug, sagen wir eine Art Hauskatze, und Hans selber fand das zuweilen. Aber Heilner hing doch an ihm, weil er ihn brauchte. Er mußte jemand haben, dem er sich anvertrauen konnte, der ihm zuhörte, der ihn bewunderte. Er brauchte einen, der still und lüstern zuhörte, wenn er seine revolutionären Reden über Schule und Leben hielt. Und er brauchte auch einen, der ihn tröstete und dem er den Kopf in den Schoß legen durfte, wenn er melancholische Stunden hatte. Wie alle solchen Naturen litt der junge Dichter an Anfällen einer grundlosen, ein wenig koketten Schwermut, deren Ursachen teils das leise Abschiednehmen der Kindesseele, teils der noch zielloſe Überfluß der Kräfte, Ahnungen und Begierden, teils das unverstandene dunkle Drängen des Mannbarwerdens sind. Dann hatte er ein krankhaftes Bedürfnis, bemitleidet und gehätschelt zu werden. Früher war er ein Mutterliebling gewesen und jetzt, so lange er noch nicht zur Frauenliebe reif war, diente ihm der gefügige Freund als Tröster.

- Oft kam er abends todunglücklich zu Hans, entführte ihn seiner Arbeit und forderte ihn auf, mit ihm ins Dorment hinaus zu gehen. Dort

in der kalten Halle oder im hohen, dämmernden Oratorium gingen sie nebeneinander auf und ab oder setzten sich fröstelnd in ein Fenster. Heilner gab dann allerlei jammervolle Klagen von sich, nach Art von lyrischen und Heine-lesenden Jünglingen, und war in die Wolken einer etwas kindischen Traurigkeit gehüllt, welche Hans zwar nicht recht verstehen konnte, die ihm aber doch Eindruck machte und ihn sogar zuweilen ansteckte. Der empfindliche Schöngeist war namentlich bei trübem Wetter seinen Anfällen ausgesetzt und meistens erreichte der Jammer und das Gestöhne seinen Höhepunkt an Abenden, wo spätherbstliche Regenwolken den Himmel verdüsterten und hinter ihnen, durch trübe Flöre und Ritzen schauend, der sentimentale Mond seine Bahn beschrieb. Dann schwelgte er in Ossianischen Stimmungen und zerfloß in nebelhafter Wehmut, die sich in Seufzern, Reden und Versen über den unschuldigen Hans ergoß.

Von diesen kläglichen Leidensszenen bedrückt und gepeinigt, stürzte sich dieser in den ihm übrig bleibenden Stunden mit haftigem Eifer in die Arbeit, die ihm doch immer schwerer fiel. Daß das alte Kopfweh wieder kam, wunderte ihn nicht weiter; aber daß er immer häufiger tatlose, müde

Stunden hatte und sich stacheln mußte, um nur das Notwendige zu leisten, das machte ihm schwere Sorge. Zwar fühlte er dunkel, daß die Freundschaft mit dem Sonderling ihn erschöpfte und irgend einen bisher unberührten Teil seines Wesens krank machte, aber je düsterer und weinerlicher jener war, desto mehr tat er ihm leid und desto zärtlicher und stolzer machte ihn das Bewußtsein, dem Freunde unentbehrlich zu sein.

Zudem spürte er wohl, daß dieses kränkliche Wehmutwesen nur ein Ausstoßen überflüssiger und ungesunder Triebe war und eigentlich nicht in Heilners Wesen gehörte, den er treu und aufrichtig bewunderte. Wenn der Freund seine Verse vorlas oder von seinen Dichteridealen redete oder Monologe aus Schiller und Shakespeare mit Leidenschaft und großem Gebärdenspiel vortrug, war es für Hans, als wandle jener kraft einer ihm selber mangelnden Zaubergabe in den Lüften, bewege sich in einer göttlichen Freiheit und feurigen Leidenschaft und entschwebe ihm und seinesgleichen auf geflügelten Sohlen wie ein homerischer Himmelsbote. Bis dahin war ihm die Welt der Dichter wenig bekannt und unwichtig gewesen, nun spürte er zum erstenmal widerstandslos die trügerische

Gewalt schönfließender Worte, täuschender Bilder und schmeichlerischer Reime, und seine Verehrung für diese ihm neuerschlossene Welt war mit der Bewunderung des Freundes zu einem ungetrennten Gefühl ineinander gewachsen.

Unterdessen kamen stürmische, dunkle Novembertage, an denen man nur wenige Stunden ohne Lampe arbeiten konnte, und schwarze Nächte, in denen der Sturm große rollende Wolkenberge durch die finstern Höhen trieb und stöhnend oder zankend um die alten festen Klostergebäude stieß. Die Bäume waren nun völlig entlaubt; nur die mächtigen, knorrig verästeten Eichen, die Könige jener baumreichen Landschaft, rauschten noch mit welken Laubkronen lauter und mürrischer als alle anderen Bäume. Heilner war ganz trübsinnig und liebte es neuerdings, statt bei Hans zu sitzen, allein in einem entlegenen Übungszimmer auf der Geige zu stürmen oder mit den Kameraden Händel anzufangen.

Eines Abends, da er jenes Zimmer aufsuchte, fand er den strebsamen Lucius dort vor einem Notenpult mit Üben beschäftigt. Ärgerlich ging

er weg und kam nach einer halben Stunde wieder. Jener übte noch immer.

„Du könntest jetzt aufhören," schimpfte Heilner. „Es gibt auch noch andere Leute, die üben wollen. Deine Kratzerei ist ohnehin eine Landplage."

Lucius wollte nicht weichen, Heilner wurde grob, und als der andere sein Kratzen ruhig wieder aufnahm, stieß er ihm das Notengestell mit einem Fußtritt um, daß die Blätter ins Zimmer stoben und der Pult dem Geiger ins Gesicht schlug. Lucius bückte sich nach den Noten.

„Das sag' ich dem Herrn Ephorus," sagte er entschieden.

„Gut," schrie Heilner wütend, „so sag' ihm auch gleich, ich hätte dir einen Hundstritt gratis dreingegeben." Und er wollte sogleich zur Tat schreiten.

Lucius sprang fliehend beiseite und gewann die Tür. Sein Verfolger setzte ihm nach und es entstand ein hitziges und geräuschvolles Jagen durch Gänge und Säle, über Treppen und Flure bis in den fernsten Flügel des Klosters, wo in stiller Vornehmheit die Ephoruswohnung lag. Heilner erreichte den Flüchtling erst knapp vor der Studierzimmertüre des Ephorus und als jener schon angeklopft hatte und in der offenen Türe stand, er-

hielt er im letzten Augenblick noch den verſprochenen Fußtritt und fuhr, ohne mehr die Tür hinter ſich ſchließen zu können, wie eine Bombe ins Allerheiligſte des Herrſchers.

Das war ein unerhörter Fall. Am nächſten Morgen hielt der Ephorus eine glänzende Rede über die Entartung der Jugend, Lucius hörte tiefſinnig und beifällig zu und Heilner bekam eine ſchwere Karzerſtrafe diktiert.

„Seit mehreren Jahren," donnerte der Ephorus ihn an, „iſt eine ſolche Strafe hier nicht mehr vorgekommen. Ich werde dafür ſorgen, daß Sie noch in zehn Jahren daran denken ſollen. Euch andern ſtelle ich dieſen Heilner als abſchreckendes Beiſpiel auf."

Die ganze Promotion ſchielte ſcheu zu ihm hinüber, der blaß und trotzig daſtand und dem Blick des Ephorus nicht auswich. Im ſtillen bewunderten ihn viele, trotzdem blieb er am Ende der Lektion, als alles lärmend die Gänge erfüllte, allein und gemieden wie ein Ausſätziger. Es gehörte Mut dazu, jetzt zu ihm zu ſtehen.

Auch Hans Giebenrath tat es nicht. Es wäre ſeine Pflicht geweſen, das fühlte er wohl, und er litt am Gefühl ſeiner Feigheit. Unglücklich und

ſchamhaft drückte er ſich in ein Fenſter und wagte nicht aufzublicken. Es trieb ihn, den Freund aufzuſuchen und er hätte viel darum gegeben, es unbemerkt tun zu können. Aber ein mit ſchwerem Karzer Beſtrafter iſt im Kloſter für längere Zeit ſo gut wie gebrandmarkt. Man weiß, daß er von nun an beſonders beobachtet wird und daß es gefährlich iſt und einen ſchlechten Ruf einträgt, mit ihm Verkehr zu haben. Den Wohltaten, welche der Staat ſeinen Zöglingen erweiſt, muß eine ſcharfe, ſtrenge Zucht entſprechen, das war ſchon in der großen Rede beim Eintrittsfeſte vorgekommen. Auch Hans wußte das. Und er unterlag im Kampf zwiſchen Freundespflicht und Ehrgeiz. Sein Ideal war nun einmal, vorwärts zu kommen, berühmte Examina zu machen und eine Rolle zu ſpielen, aber keine romantiſche und gefährliche. So verharrte er ängſtlich in ſeinem Winkel. Noch konnte er hervortreten und tapfer ſein, aber von Augenblick zu Augenblick wurde es ſchwerer und eh' er ſich's verſah, war ſein Verrat zur Tat geworden.

Heilner bemerkte es wohl. Der leidenſchaftliche Knabe fühlte, wie man ihm auswich, und begriff es, aber auf Hans hatte er ſich verlaſſen. Neben

dem Weh und der Empörung, die er jetzt empfand, kamen ihm selber seine bisherigen, inhaltlosen Jammergefühle leer und lächerlich vor. Einen Augenblick blieb er neben Giebenrath stehen. Er sah blaß und hochmütig aus und sagte leise:

„Du bist ein gemeiner Feigling, Giebenrath — pfui Teufel!“ Und damit ging er weg, halblaut pfeifend und die Hände in den Hosensäcken.

Es war gut, daß andere Gedanken und Beschäftigungen die jungen Leute in Anspruch nahmen. Wenige Tage nach jenem Ereignis trat plötzlich Schneefall, dann frostklares Winterwetter ein, man konnte schneeballen und Schlittschuh laufen, und alle merkten nun auch plötzlich und sprachen davon, daß Weihnachten und Ferien vor der Tür standen. Heilner wurde weniger beachtet. Er ging still und trotzig mit aufrechtem Kopf und hochmütigem Gesicht umher, sprach mit niemand und schrieb häufig Verse in ein Schreibheft, das einen Umschlag von schwarzem Wachstuch hatte und die Aufschrift „Lieder eines Mönches“ trug.

An den Eichen, Erlen, Buchen und Weiden hing Reif und gefrorener Schnee in zarten, phantastischen Gebilden. Auf den Weihern knisterte im Frost das klare Eis. Der Kreuzganghof sah

wie ein ſtiller Marmorgarten aus. Eine frohe, feſtliche Erregung ging durch die Stuben und die weihnachtliche Vorfreude gab ſogar den beiden tadelloſen, gemeſſenen Profeſſoren einen kleinen Glanz von Milde und heiterer Aufregung ab. Unter Lehrern und Schülern war keiner, den Weihnachten gleichgültig ließ, auch Heilner begann weniger verbiſſen und elend auszuſehen und Lucius überlegte, welche Bücher und welches Paar Schuhe er in die Ferien mitnehmen ſolle. In den von Hauſe kommenden Briefen ſtanden ſchöne, ahnungsvolle Dinge: Fragen nach Lieblingswünſchen, Berichte von Backtagen, Andeutung bevorſtehender Überraſchungen und Freude aufs Wiederſehen.

Vor der Ferienreiſe erlebte die Promotion und insbeſondere die Stube Hellas noch eine kleine heitere Geſchichte. Es war beſchloſſen worden, die Lehrerſchaft zu einer abendlichen Weihnachtsfeier einzuladen, welche in Hellas, als der größten Stube, ſtattfinden ſollte. Eine Feſtrede, zwei Deklamationen, ein Flötenſolo und ein Geigenduo waren vorbereitet. Nun ſollte aber durchaus auch noch eine humoriſtiſche Nummer aufs Programm. Man beriet und verhandelte, machte und verwarf Vorſchläge, ohne einig zu werden. Da ſagte Karl

Hamel ſo nebenher, das Heiterſte wäre eigentlich ein Violinſolo von Emil Lucius. Das zog. Durch Bitten, Verſprechungen und Drohungen brachte man den unglücklichen Muſikanten dazu, daß er ſich hergab. Und nun ſtand auf dem Programm, das mit einer höflichen Einladung den Lehrern zugeſchickt wurde, als beſondere Nummer: „Stille Nacht, Lied für Violine, vorgetragen von Emil Lucius, Kammervirtuos“. Letzteren Titel verdankte er ſeinem fleißigen Üben in jener abgelegenen Muſikſtube.

Ephorus, Profeſſoren, Repetenten, Muſiklehrer und Oberſamulus waren eingeladen und erſchienen zur Feier. Dem Muſiklehrer trat der Schweiß auf die Stirne, als Lucius in einem von Hartner geborgten ſchwarzen Rock mit Schößen auftrat, friſiert und gebügelt, mit ſeinem ſanft beſcheidenen Lächeln. Schon ſeine Verbeugung wirkte wie eine Aufforderung zur Heiterkeit. Aus dem Lied „Stille Nacht“ wurde unter ſeinen Fingern eine ergreifende Klage, ein ſtöhnendes, ſchmerzvolles Lied des Leides; er begann zweimal, zerriß und zerhackte die Melodie, trat den Takt mit dem Fuß und arbeitete wie ein Waldarbeiter bei Froſtwetter.

Fröhlich nickte der Herr Ephorus dem Muſik-

lehrer zu, der vor Entrüſtung blaß geworden war.

Als Lucius das Lied zum dritten Mal begonnen hatte und auch diesmal ſtecken blieb, ließ er die Geige ſinken, wandte ſich gegen die Zuhörer und entſchuldigte ſich: „Es geht nicht. Aber ich tu auch erſt ſeit letzten Herbſt geigen.“

„Es iſt gut, Lucius,“ rief der Ephorus, „wir danken Ihnen für Ihre Anſtrengungen. Lernen Sie nur ſo weiter. Per aspera ad astra!“

Am vierundzwanzigſten Dezember war von morgens drei Uhr an Leben und Getöſe in allen Schlafſälen. An den Fenſtern blühten dicke Lagen von feingeblätterten Eisblumen, das Waſchwaſſer war eingefroren und über den Kloſterhof ſtrich ein ſchneidend dünner Froſtwind, doch kehrte ſich niemand daran. Im Speiſeſaal dampften die großen Kaffeekübel und in dunklen Gruppen wanderten bald darauf die in Mäntel und Tücher verpackten Schüler über das weiße, ſchwach leuchtende Feld und durch die ſchweigende Waldung der weit entfernten Bahnſtation entgegen. Alle plauderten, machten Witze und lachten laut und waren doch nebenher jeder voll ſeiner verſchwiegenen Wünſche, Freuden und Erwartungen. Weit im

ganzen Lande, in Städten und Dörfern und auf einſamen Höfen wußten ſie in warmen, feſtgeſchmückten Stuben Eltern und Brüder und Schweſtern auf ſich warten. Es war für die meiſten von ihnen die erſte Weihnacht, zu der ſie aus der Ferne heimreiſten und die meiſten wußten, daß man ſie mit Liebe und mit Stolz erwartete.

Auf der kleinen Bahnſtation, mitten im verſchneiten Walde, wartete man in bitterer Kälte auf den Zug, und man war nie ſo einmütig, verträglich und luſtig beiſammen geweſen. Nur Heilner blieb allein und ſchweigend und als der Zug da war, wartete er das Einſteigen der Kameraden ab und ging dann allein in einen andern Wagen. Beim Umſteigen am nächſten Bahnhof ſah Hans ihn noch einmal, doch ging das flüchtige Gefühl der Beſchämung und Reue ſchnell wieder in der Aufregung und Freude der Heimreiſe unter.

Zu Hauſe fand er den Papa ſchmunzelnd und zufrieden, und ein wohlbeſetzter Gabentiſch erwartete ihn. Ein richtiges Chriſtfeſt gab es im Hauſe Giebenrath allerdings nicht. Es fehlte Geſang und Feſtbegeiſterung, es fehlte eine Mutter, es fehlte ein Tannenbaum. Herr Giebenrath verſtand die Kunſt, Feſte zu feiern, nicht. Aber er war

ſtolz auf ſeinen Buben und hatte an den Geſchenken diesmal nicht geſpart. Und Hans war es nicht anders gewöhnt, er vermißte nichts.

Man fand ihn ſchlecht ausſehend, zu mager und zu blaß, und fragte ihn, ob denn im Kloſter die Koſt ſo ſchmal ſei. Er verneinte eifrig und verſicherte, es gehe ihm gut, nur habe er ſo oft Kopfweh. Hierüber tröſtete ihn der Stadtpfarrer, der in jüngern Jahren ſelber daran gelitten hatte und ſomit war alles gut.

Der Fluß war blank gefroren und an den Feiertagen voll von Schlittſchuhläufern. Hans war faſt den ganzen Tag draußen, in einem neuen Anzug, die grüne Seminariſtenmütze auf dem Kopf, ſeinen ehemaligen Mitſchülern weit in eine beneidete höhere Welt hinein entwachſen.

Viertes Kapitel

Erfahrungsgemäß pflegen ſich aus jeder Seminariſtenpromotion einer oder mehrere Kameraden im Laufe der vier Kloſterjahre zu verlieren. Zuweilen ſtirbt einer weg und wird mit Geſang beerdigt oder mit Freundesgeleite in ſeine Heimat überführt. Zuweilen macht ſich einer gewaltſam los oder wird beſonderer Sünden wegen entfernt. Gelegentlich, doch ſelten und nur in der älteren Klaſſe, kommt es etwa auch einmal vor, daß irgend ein ratloſer Junge aus ſeinen Jugendnöten einen kurzen, dunkeln Ausweg durch einen Schuß oder durch den Sprung in ein Waſſer findet.

Auch der Promotion Hans Giebenraths ſollten einige Kameraden verloren gehen und durch einen ſonderbaren Zufall geſchah es, daß dieſe alle der Stube Hellas angehörten.

Unter ihren Bewohnern war ein beſcheidenes blondes Männlein, namens Hindinger, mit Spitz-

namen Hindu genannt, Sohn eines Schneidermeisters irgendwo in der Allgäuer Diaspora. Er war ein ruhiger Bürger und machte erst durch seinen Weggang ein wenig von sich reden, doch auch da nicht zu viel. Als Pultnachbar des sparsamen Kammervirtuosen Lucius hatte er mit diesem freundlich und bescheidentlich ein wenig mehr als mit den andern Verkehr gehabt, sonst aber keine Freunde besessen. Erst als er fehlte, merkte man in Hellas, daß man ihn gern gehabt hatte als einen anspruchslosen, guten Nachbarn und als einen Ruhepunkt im oft erregten Leben der Stube.

Er schloß sich eines Tages im Januar den Schlittschuhläufern an, die nach dem Roßweiher hinauszogen. Schlittschuhe besaß er nicht, sondern wollte nur einmal zusehen. Doch fror ihn bald und er stampfte ums Ufer herum, um sich zu erwärmen. Darüber kam er ins Laufen, verlor sich ein Stück weit über Feld und geriet an einen anderen kleinen See, der seiner wärmeren und stärkeren Quellen wegen nur schwach überfroren war. Er trat durchs Schilf hinüber. Dort brach er, so klein und leicht er war, nahe beim Ufer ein, wehrte sich und schrie noch eine kleine Weile und sank dann unbemerkt in die dunkle Kühle hinunter.

Erst als um zwei Uhr die erste Nachmittagslektion begann, wurde sein Fehlen bemerkt.

„Wo ist Hindinger?“ rief der Repetent.

Niemand gab Antwort.

„Sehen Sie in Hellas nach!“

Aber dort war keine Spur von ihm.

„Er wird sich verspätet haben, lassen Sie uns ohne ihn beginnen. Wir stehen Seite 74, Vers sieben. Ich bitte mir aber aus, daß so etwas nicht wieder vorkommt. Sie haben pünktlich zu sein.“

Als es drei Uhr schlug und Hindinger noch immer fehlte, bekam der Lehrer Angst und schickte zum Ephorus. Dieser erschien sogleich höchstselber im Lehrsaal, stellte ein großes Fragen an und schickte alsdann zehn Schüler unter Begleitung des Famulus und eines Repetenten auf die Suche. Den Zurückbleibenden wurde eine schriftliche Übung diktiert.

Um vier Uhr trat der Repetent ohne anzuklopfen in den Hörsaal und erstattete dem Ephorus im Flüsterton Bericht.

„Stille!“ gebot der Ephorus, und die Schüler saßen regungslos in den Bänken und sahen ihn erwartungsvoll an.

„Ihr Kamerad Hindinger“, fuhr er leiser fort,

„scheint in einem Weiher ertrunken zu sein. Sie müssen nun helfen, ihn zu suchen. Herr Professor Meyer wird Sie führen, Sie haben ihm pünktlich und wörtlich zu folgen und keinerlei eigenmächtige Schritte dabei zu tun."

Erschrocken und flüsternd brach man auf, den Professor an der Spitze. Vom Städtchen stießen ein paar Männer mit Seilen, Latten und Stangen zu dem eiligen Zuge. Es war bitter kalt und die Sonne stand schon am Rande der Wälder.

Und als endlich der kleine steife Körper des Knaben gefunden war und in den verschneiten Binsen auf eine Trage gelegt wurde, war schon tiefe Dämmerung. Die Seminaristen standen wie scheue Vögel ängstlich umher, starrten auf die Leiche und rieben sich ihre blauen, steif gewordenen Finger. Und erst als der ertrunkene Kamerad vor ihnen hergetragen ward und sie ihm schweigend über die Schneefelder nachfolgten, wurden plötzlich ihre beklommenen Seelen von einem Schauder berührt und witterten den grimmen Tod wie Rehe den Feind.

In dem kläglichen, frierenden Häuflein schritt Hans Giebenrath zufällig neben seinem gewesenen Freunde Heilner. Beide bemerkten die Nachbar-

ſchaft im gleichen Augenblick, da ſie über dieſelbe Unebenheit des Feldes geſtolpert waren. Es mochte ſein, daß der Anblick des Todes ihn überwältigt und für Augenblicke von der Nichtigkeit aller Selbſtſucht überzeugt hatte, jedenfalls fühlte Hans, als er unvermutet des Freundes bleiches Geſicht ſo nahe erblickte, einen unerklärten tiefen Schmerz und griff in plötzlicher Regung nach des andern Hand. Heilner entzog ſie ihm unwillig und blickte beleidigt beiſeite, ſuchte auch ſogleich einen andern Platz und verſchwand in die hinterſten Reihen des Zuges.

Da ſchlug dem Muſterknaben Hans das Herz in Weh und Scham und er konnte nicht hindern, daß ihm, während er auf dem gefrornen Felde ſtolpernd weiter marſchierte, Träne um Träne über die froſtblauen Backen lief. Er begriff, daß es Sünden und Verſäumniſſe gibt, die man nicht vergeſſen kann und die keine Reue gut macht, und es kam ihm vor, als liege nicht der kleine Schneidersſohn, ſondern ſein Freund Heilner vorn auf der erhöhten Bahre und nehme den Schmerz und Zorn über ſeine Untreue weit in eine andere Welt mit ſich hinüber, wo man nicht nach Zeugniſſen und Examen und Erfolgen rechnet, ſondern allein

nach der Reinheit oder Befleckung des Gewiſſens.

Inzwiſchen war man auf die Landſtraße gelangt und kam raſch vollends ins Kloſter, wo alle Lehrer, den Ephorus an der Spitze, den toten Hindinger empfingen, der im Leben vor dem bloßen Gedanken an eine ſolche Ehre davongelaufen wäre. Einen toten Schüler blicken die Lehrer ſtets mit ganz andern Augen an, als einen lebenden, ſie werden dann für einen Augenblick vom Wert und von der Unwiederbringlichkeit jedes Lebens und jeder Jugend überzeugt, an denen ſie ſich ſonſt ſo häufig ſorglos verſündigen.

Auch am Abend und am ganzen folgenden Tage wirkte die Anweſenheit der unſcheinbaren Leiche wie ein Zauber, milderte, dämpfte und umflorte alles Tun und Reden, ſo daß für dieſe kurze Zeit Hader, Zorn, Lärm und Lachen ſich verbargen wie Nixen, die für Augenblicke von der Oberfläche eines Gewäſſers verſchwinden und es regungslos und ſcheinbar unbelebt liegen laſſen. Wenn zwei miteinander von dem Ertrunkenen ſprachen, ſo nannten ſie ſtets ſeinen vollen Namen, denn dem Toten gegenüber kam ihnen der Spitzname Hindu unwürdig vor. Und der ſtille Hindu, der ſonſt

unbemerkt und unberufen in der Schar verſchwunden war, erfüllte nun das ganze große Kloſter mit ſeinem Namen und ſeinem Geſtorbenſein.

Am zweiten Tage kam der Vater Hindinger an, blieb ein paar Stunden allein in dem Stüblein, wo ſein Knabe lag, wurde dann vom Ephorus zum Tee eingeladen und übernachtete im Hirſchen.

Dann war das Begräbnis. Der Sarg ſtand im Dorment aufgeſtellt und der Allgäuer Schneider ſtand dabei und ſah allem zu. Er war eine rechte Schneidersfigur, entſetzlich mager und ſpitzig, und trug einen grünlich ſpielenden ſchwarzen Bratenrock und enge dürftige Hoſen, in der Hand einen veralteten Feſthut aus der Zeit der Kübelſchützen. Sein kleines, dünnes Geſicht ſah bekümmert, traurig und ſchwächlich aus, wie ein Kreuzerlichtlein im Wind, und er war in einer fortwährenden Verlegenheit und Hochachtung vor dem Ephorus und den Herren Profeſſoren.

Im letzten Augenblick, ehe die Träger den Sarg aufnahmen, trat das traurige Männlein noch einmal vor und berührte den Sargdeckel mit einer verlegenen und ſchüchternen Gebärde der Zärtlichkeit. Dann blieb er hilflos ſtehen, mit den Tränen kämpfend, und ſtand mitten in dem großen, ſtillen

Raum wie ein dürres Bäumlein im Winter, so verlassen und hoffnungslos und preisgegeben, daß es ein Jammer zu sehen war. Der Pfarrer nahm ihn an der Hand und blieb bei ihm, da setzte er seinen phantastisch geschweiften Zylinder auf und lief als Vorderster dem Sarge nach, die Treppe hinunter, über den Klosterhof, durchs alte Tor und übers weiße Land der niedern Kirchhofmauer entgegen. Während am Grabe die Seminaristen einen Choral sangen, blickten zum Verdruß des dirigierenden Musiklehrers die meisten nicht auf seine taktierende Hand, sondern auf die einsame, windige Gestalt des kleinen Schneidermeisters, welcher traurig und verfroren im Schnee stand und mit gesenktem Kopf die Reden des Geistlichen und des Ephorus und des Primus mit anhörte, den singenden Schülern gedankenlos zunickte und zuweilen mit der Linken nach dem im Rockschoß verborgenen Taschentuch angelte, ohne es aber herauszuziehen.

„Ich hab' mir vorstellen müssen wie das wäre, wenn an seiner Stelle mein eigener Papa so dagestanden wäre," sagte Otto Hartner nachher. Da stimmten alle ein: „Ja, ganz das gleiche hab' ich auch gedacht."

Später kam der Ephorus mit Hindingers Vater

auf die Stube Hellas. „Iſt einer von Ihnen mit dem Verſtorbenen beſonders befreundet geweſen?“ fragte der Ephorus in die Stube hinein. Zuerſt meldete ſich niemand und Hindus Vater blickte ängſtlich und elend in die jungen Geſichter. Dann kam aber Lucius hervor und Hindinger nahm ſeine Hand, hielt ſie eine kleine Weile feſt, wußte aber nichts zu ſagen und ging bald mit einem demütigen Kopfnicken wieder hinaus. Darauf reiſte er ab und hatte einen ganzen langen Tag durchs helle Winterland zu fahren, ehe er heimkam und ſeiner Frau erzählen konnte, an was für einem Örtlein ihr Karl nun liege.

Im Kloſter war der Bann bald wieder gebrochen. Die Lehrer ſchalten wieder, die Türen wurden wieder zugeſchlagen und dem verſchwundenen Hellenen wurde wenig nachgedacht. Einige hatten ſich beim langen Stehen an jenem traurigen Weiher erkältet und lagen auf der Krankenſtube oder liefen mit Filzpantoffeln und verbundenen Hälſen herum. Hans Giebenrath war an Hals und Füßen unbeſchädigt geblieben, ſah aber ſeit dem Unglückstage ernſter und älter aus. Es war

irgend etwas in ihm anders geworden, ein Jüngling aus einem Knaben, und seine Seele war gleichsam in ein anderes Land versetzt, wo sie ängstlich und unheimisch umherflatterte und noch keine Raststätze kannte. Daran war weder der Todesschrecken noch die Trauer um den guten Hindu schuld, sondern lediglich das plötzlich erwachte Bewußtsein seiner Schuld gegen Heilner.

Dieser lag mit zwei andern auf der Krankenstube, mußte heißen Tee schlucken und hatte Zeit, seine beim Tode Hindingers empfangenen Eindrücke zu ordnen und etwa zum spätern dichterischen Gebrauch zurecht zu legen. Doch schien ihm daran wenig gelegen, er sah vielmehr elend und leidend aus und wechselte mit seinen Krankheitsgenossen kaum ein Wort. Die seit seiner Karzerstrafe ihm aufgezwungene Vereinsamung hatte sein empfindliches und häufiger Mitteilung bedürftiges Gemüt verwundet und bitter gemacht. Die Lehrer beaufsichtigten ihn als einen unzufriedenen und revolutionären Kopf mit Strenge, die Schüler mieden ihn, der Famulus behandelte ihn mit spöttischer Gutmütigkeit und seine Freunde Shakespeare, Schiller und Lenau zeigten ihm eine andere, mächtigere und großartigere Welt als die war, die ihn drückend

und demütigend umgab. Aus ſeinen „Mönchsliedern“, welche anfangs nur auf einen einſiedleriſch ſchwermütigen Ton geſtimmt geweſen waren, wurde allmählich eine Sammlung bitterer und gehäſſiger Verſe auf Kloſter, Lehrer und Mitſchüler. Er fand in ſeiner Vereinſamung einen ſauren Märtyrergenuß, fühlte ſich mit Genugtuung unverſtanden und kam ſich in ſeinen ſchonungslos deſpektierlichen Mönchsverſen vor wie ein kleiner Juvenal.

Acht Tage nach dem Begräbnis, als die beiden Kameraden geneſen waren und Heilner allein noch im Krankenzimmer lag, beſuchte ihn Hans. Er grüßte ſchüchtern, trug einen Stuhl ans Bett, ſetzte ſich und griff nach der Hand des Kranken, der ſich unwillig gegen die Wand kehrte und ganz unzugänglich ſchien. Aber Hans ließ ſich nicht abweiſen. Er hielt die ergriffene Hand feſt und zwang ſeinen ehemaligen Freund, ihn anzuſehen. Dieſer verzog ärgerlich die Lippen.

„Was willſt du eigentlich?“

Hans ließ ſeine Hand nicht los.

„Du mußt mich anhören“, ſagte er. „Ich bin damals feig geweſen und ließ dich im Stich. Aber du weißt, wie ich bin: es war mein feſter Vorſatz, im Seminar obenan zu bleiben und womöglich

vollends Erſter zu werden. Du haſt das Streberei genannt, meinetwegen mit Recht; aber es war nun eben meine Art von Ideal, ich wußte nichts Beſſeres."

Heilner hatte die Augen geſchloſſen und Hans fuhr ganz leiſe fort: „Sieh' du, es tut mir leid. Ich weiß nicht, ob du noch einmal mein Freund ſein willſt, aber verzeihen mußt du mir."

Heilner ſchwieg und tat die Augen nicht auf. Alles Gute und Freudige in ihm lachte dem Freund entgegen, doch hatte er ſich nun an die Rolle des Herben und Einſamen gewöhnt und behielt wenigſtens die Maske davon einſtweilen vor dem Geſicht. Hans ließ nicht nach.

„Du mußt, Heilner! Ich will lieber Letzter werden, als noch länger ſo um dich herumlaufen. Wenn du willſt, ſo ſind wir wieder Freunde und zeigen den anderen, daß wir ſie nicht brauchen."

Da erwiderte Heilner den Druck ſeiner Hand und ſchlug die Augen auf.

Nach einigen Tagen verließ auch er das Bett und die Krankenſtube und es entſtand im Kloſter keine geringe Aufregung über die neugebackene Freundſchaft. Für die beiden aber kamen nun wunderliche Wochen, ohne eigentliche Erlebniſſe,

aber voll eines ſeltſam beglückenden Gefühls der Zuſammengehörigkeit und eines wortloſen, heimlichen Einverſtändniſſes. Es war etwas anderes als früher. Die wochenlange Trennung hatte beide verändert. Hans war zärtlicher, wärmer, ſchwärmeriſcher geworden; Heilner hatte ein kraftvolleres, männlicheres Weſen angenommen, und beide hatten einander in der letzten Zeit ſo ſehr vermißt, daß ihnen ihre Wiedervereinigung wie ein großes Erlebnis und köſtliches Geſchenk vorkam.

Beide frühreife Knaben koſteten in ihrer Freundſchaft mit ahnungsvoller Scheu etwas von den zarten Geheimniſſen einer erſten Liebe unwiſſend voraus. Dazu hatte ihr Bündnis den herben Reiz der reifenden Männlichkeit und als ebenſo herbe Würze das Trotzgefühl gegen die Geſamtheit der Kameraden, denen Heilner unliebſam und Hans unverſtändlich blieb und deren zahlreiche Freundſchaften damals alle noch harmloſe Knabenſpielereien waren.

Je inniger und glücklicher Hans an ſeiner Freundſchaft hing, deſto fremder wurde ihm die Schule. Das neue Glücksgefühl ging brauſend wie ein junger Wein durch ſein Blut und durch ſeine Gedanken, daneben verlor Livius ſo gut wie

Homer ſeine Wichtigkeit und ſeinen Glanz. Die Lehrer aber ſahen mit Schrecken den bisherigen tadelloſen Schüler Giebenrath in ein problematiſches Weſen verwandelt und dem ſchlimmen Einfluß des verdächtigen Heilner unterlegen. Vor nichts graut Lehrern ſo ſehr wie vor den ſeltſamen Erſcheinungen, die am Weſen früh entwickelter Knaben in dem ohnehin gefährlichen Alter der beginnenden Jünglingsgärung hervortreten. An Heilner war ihnen ohnehin von jeher ein gewiſſes Genieweſen unheimlich — zwiſchen Genie und Lehrerzunft iſt eben von alters eine tiefe Kluft befeſtigt und was von ſolchen Leuten ſich auf Schulen zeigt, iſt den Profeſſoren von vornherein ein Greuel. Für ſie ſind Genies jene Schlimmen, die keinen Reſpekt vor ihnen haben, die mit vierzehn Jahren zu rauchen beginnen, mit fünfzehn ſich verlieben, mit ſechzehn in die Kneipen gehen, welche verbotene Bücher leſen, freche Aufſätze ſchreiben, den Lehrer gelegentlich höhniſch fixieren und im Diarium als Aufrührer und Karzerkandidaten fungieren. Ein Schulmeiſter hat lieber zehn notoriſche Eſel als ein Genie in ſeiner Klaſſe, und genau betrachtet hat er ja recht, denn ſeine Aufgabe iſt es nicht, extravagante Geiſter heranzubilden, ſondern gute

Lateiner, Rechner und Biedermänner. Wer aber mehr und Schwereres vom andern leidet, der Lehrer vom Knaben oder umgekehrt, wer von beiden mehr Tyrann, mehr Quälgeist ist und wer von beiden es ist, der dem anderen Teile seiner Seele und seines Lebens verdirbt und schändet, das kann man nicht untersuchen, ohne bitter zu werden und mit Zorn und Scham an die eigene Jugend zu denken. Doch ist das nicht unsere Sache und wir haben den Trost, daß bei den wirklich Genialen fast immer die Wunden gut vernarben und daß aus ihnen Leute werden, die der Schule zu Trotz ihre guten Werke schaffen und welche später, wenn sie tot und vom angenehmen Nimbus der Ferne umflossen sind, anderen Generationen von ihren Schulmeistern als Prachtstücke und edle Beispiele vorgeführt werden. Und so wiederholt sich von Schule zu Schule das Schauspiel des Kampfes zwischen Gesetz und Geist und immer wieder sehen wir Staat und Schule atemlos bemüht, die alljährlich auftauchenden paar tieferen und wertvolleren Geister totzuschlagen und an der Wurzel zu knicken. Und immer wieder sind es vor allem die von den Schulmeistern Gehaßten, die Oftbestraften, Entlaufenen, Davongejagten, die nachher den Schatz unseres

Volkes bereichern. Manche aber — und wer weiß wie viele? — verzehren ſich in ſtillem Trotz und gehen unter.

✓ Nach gutem altem Schulgrundſatz wurde auch gegen die beiden jungen Seltſamen, ſobald man Unrat witterte, nicht die Liebe, ſondern die Härte verdoppelt. Nur der Ephorus, der auf Hans als fleißigſten Hebräer ſtolz war, machte einen ungeſchickten Rettungsverſuch. Er ließ ihn auf ſein Amtszimmer rufen, die ſchöne maleriſche Erkerſtube der alten Abtswohnung, wo der Sage nach der im nahen Knittlingen heimiſche Doktor Fauſt manchen Becher Elfinger genoſſen hat. Der Ephorus war kein unebener Mann, es fehlte ihm nicht an Einſicht und praktiſcher Klugheit, er hatte ſogar ein gewiſſes gutmütiges Wohlwollen gegen ſeine Zöglinge, die er mit Vorliebe duzte. Sein Hauptfehler war eine ſtarke Eitelkeit, die ihn auf dem Katheder oft zu prahleriſchen Kunſtſtückchen verleitete und welche ihn nicht dulden ließ, ſeine Macht und Autorität nur im geringſten bezweifelt zu ſehen. Er konnte keinen Einwurf vertragen, keinen Irrtum eingeſtehen. So kamen willenloſe oder auch unredliche Schüler prächtig mit ihm aus, aber gerade die Kräftigen und Ehrlichen hatten es ſchwer,

da ſchon ein nur angedeuteter Widerſpruch ihn wild und ungerecht machte. Die Rolle des väterlichen Freundes mit aufmunterndem Blick und gerührtem Ton beherrſchte er als Virtuos, und er ſpielte ſie auch jetzt.

„Nehmen Sie Platz, Giebenrath," ſprach er freundſchaftlich, nachdem er dem ſchüchtern eingetretenen Jungen kräftig die Hand gedrückt hatte.

„Ich möchte ein wenig mit Ihnen reden. Aber darf ich du ſagen?"

„Bitte, Herr Ephorus."

„Du wirſt wohl ſelber gefühlt haben, lieber Giebenrath, daß deine Leiſtungen in letzter Zeit etwas nachgelaſſen haben, wenigſtens im Hebräiſchen. Du warſt bisher vielleicht unſer beſter Hebräer, darum tut es mir leid, eine plötzliche Abnahme zu bemerken. Vielleicht haſt du am Hebräiſchen keine rechte Freude mehr?"

„O doch, Herr Ephorus."

„Überlege dir's nur! So etwas kommt vor. Du haſt dich vielleicht einem anderen Fach beſonders zugewendet?"

„Nein, Herr Ephorus."

„Wirklich nicht? Ja, dann müſſen wir nach

andern Urſachen ſuchen. Kannſt du mir auf die Spur helfen?“

„Ich weiß nicht . . . ich habe meine Aufgaben immer gemacht . . .“

„Gewiß, mein Lieber, gewiß. Aber differendum est inter et inter. Deine Aufgaben haſt du natürlich gemacht, das war ja wohl auch deine Pflicht. Aber du haſt früher mehr geleiſtet. Du warſt vielleicht fleißiger, du warſt jedenfalls mit mehr Intereſſe bei der Sache. Ich frage mich nun, woher dies plötzliche Nachlaſſen deines Eifers kommt. Du biſt doch nicht krank?“

„Nein.“

„Oder haſt du Kopfweh? Du ſiehſt freilich nicht übermäßig blühend aus.“

„Ja, Kopfweh habe ich manchmal.“

„Iſt dir die tägliche Arbeit zu viel?“

„O nein, gar nicht.“

„Oder treibſt du viel Privatlektüre? Sei nur ehrlich!“

„Nein, ich leſe faſt nichts, Herr Ephorus.“

„Dann begreife ich das nicht recht, lieber junger Freund. Irgendwo muß es doch fehlen. Willſt du mir verſprechen, dir ordentlich Mühe zu geben?“

Hans legte ſeine Hand in die ausgeſtreckte Rechte

des Gewaltigen, der ihn mit ernster Milde anblickte.

„So ist's gut, so ist's recht, mein Lieber. Nur nicht matt werden, sonst kommt man unters Rad."

Er drückte Hans die Hand und dieser ging aufatmend zur Türe. Da wurde er zurückgerufen.

„Noch etwas, Giebenrath. Du hast viel Verkehr mit Heilner, nicht wahr?"

„Ja, ziemlich viel."

„Mehr als mit andern, glaube ich. Oder nicht?"

„Doch, ja. Er ist mein Freund."

„Wie kam denn das? Ihr seid doch eigentlich recht verschiedene Naturen."

„Ich weiß nicht, er ist nun eben mein Freund."

„Du weißt, daß ich deinen Freund nicht besonders liebe. Er ist ein unzufriedener, unruhiger Geist; begabt mag er sein, aber er leistet nichts und übt keinen guten Einfluß auf dich. Ich würde es sehr gerne sehen, wenn du dich ihm mehr fernhalten würdest. — Nun?"

„Das kann ich nicht, Herr Ephorus."

„Du kannst nicht? Ja warum denn?"

„Weil er doch mein Freund ist. Ich kann ihn doch nicht einfach im Stich lassen."

„Hm Aber du könntest dich doch etwas mehr

an andere anſchließen? Du biſt der einzige, der ſich dem ſchlechten Einfluß dieſes Heilner ſo hingibt, und die Folgen ſehen wir ja ſchon. Was feſſelt dich denn gerade an ihn beſonders?"

„Ich weiß ſelber nicht. Aber wir haben einander gern und es wäre feig von mir, ihn zu verlaſſen."

„So ſo. Na, ich zwinge dich nicht. Aber ich hoffe, du kommſt allmählich von ihm los. Es wäre mir lieb. Es wäre mir ſehr lieb."

Die letzten Worte hatten nichts mehr von der vorigen Milde. Hans konnte nun gehen.

Von da an plagte er ſich aufs neue mit der Arbeit. Es war allerdings nicht mehr das frühere flotte Vorwärtskommen, ſondern mehr ein mühſeliges Mitlaufen, um wenigſtens nicht zu weit zurückzubleiben. Auch er wußte, daß das zum Teil von ſeiner Freundſchaft herrührte, doch ſah er in dieſer nicht einen Verluſt und ein Hemmnis, vielmehr einen Schatz, der alles Verſäumte aufwog — ein erhöhtes wärmeres Leben, mit dem das frühere nüchterne Pflichtdaſein ſich nicht vergleichen ließ. Es ging ihm wie jungen Verliebten: er fühlte ſich großer Heldentaten fähig, nicht aber der täglichen langweiligen und kleinlichen Arbeit.

Und ſo ſpannte er ſich immer wieder mit verzweifeltem Seufzer ins Joch. Es zu machen wie Heilner, der obenhin arbeitete und das Nötigſte ſich raſch und faſt gewaltſam haſtig aneignete, verſtand er nicht. Da ſein Freund ihn ziemlich jeden Abend in den Mußeſtunden in Anſpruch nahm, zwang er ſich morgens eine Stunde früher aufzuſtehen und rang namentlich mit der hebräiſchen Grammatik wie mit einem Feinde. Freude hatte er eigentlich nur noch am Homer und an der Geſchichtsſtunde. Mit dunkel taſtendem Gefühle näherte er ſich dem Verſtändnis der homeriſchen Welt und in der Geſchichte hörten allmählich die Helden auf, Namen und Zahlen zu ſein, und blickten aus nahen, glühenden Augen und hatten lebendige, rote Lippen und jeder ſein Geſicht und ſeine Hände — einer rote, dicke, rohe Hände, einer ſtille, kühle, ſteinerne, und ein anderer ſchmale, heiße, feingeäderte.

Auch beim Leſen der Evangelien im griechiſchen Texte fand er ſich zuweilen von der Deutlichkeit und Nähe der Geſtalten überraſcht, ja überwältigt. Namentlich einmal, beim ſechſten Kapitel des Markus, wo Jeſus mit den Jüngern das Schiff verläßt und es heißt: *εὐθὺς ἐπιγνόντες αὐτὸν περιέδραμον,*

„sie erkannten ihn sogleich und liefen herzu.“ Da sah auch er den Menschensohn das Schiff verlassen und erkannte ihn sogleich, weder an Gestalt noch Gesicht, sondern an der großen, glanzvollen Tiefe seiner Liebesaugen und an einer leise winkenden oder vielmehr einladenden, willkommen heißenden Gebärde seiner schlanken, schönen, bräunlichen Hand, die von einer feinen und doch starken Seele geformt und bewohnt erschien. Der Rand eines erregten Gewässers und der Schnabel einer schweren Barke tauchte für einen Augenblick mit auf, dann war das ganze Bild wie ein rauchender Atemzug im Winter vergangen.

Je und je kam etwas Derartiges wieder, daß aus den Büchern heraus irgend eine Gestalt oder ein Stück Geschichte gleichsam gierig hervorbrach, sich sehnend, noch einmal zu leben und seinen Blick in einem lebendigen Auge zu spiegeln. Hans nahm es hin, wunderte sich darüber und fühlte bei diesen raschen, stets schon wieder auf der Flucht begriffenen Erscheinungen sich tief und seltsam verwandelt, als habe er die schwarze Erde wie ein Glas durchblickt oder als habe Gott ihn angeschaut. Diese köstlichen Augenblicke kamen ungerufen und verschwanden unbeklagt als Pilger und freundliche

Gäſte, die man nicht anzureden und zum Bleiben zu nötigen wagt, weil ſie um ſich her etwas Fremdes und Göttliches haben.

Er behielt dieſe Erlebniſſe für ſich und ſagte auch Heilner nichts davon. Bei dieſem hatte ſich die frühere Schwermut in einen unruhigen, ſcharfen Geiſt verwandelt, der am Kloſter, an Lehrern und Kameraden, am Wetter, am Menſchenleben und an der Exiſtenz Gottes Kritik übte, gelegentlich auch zu Streitluſt oder plötzlichen dummen Streichen führte. Da er doch einmal abgeſondert und in einem Gegenſatze zu den übrigen ſtand, ſuchte er in unüberlegtem Stolz dieſen Gegenſatz vollends zu einem trotzigen und feindſeligen Verhältniſſe zuzuſpitzen, in welches Giebenrath, ohne es hindern zu wollen, mit hineingeriet, ſo daß die beiden Freunde als eine auffallende und mit Mißgunſt betrachtete Inſel von der Menge abgetrennt lagen. Hans fühlte ſich hierbei nach und nach weniger unwohl. Wenn nur der Ephorus nicht geweſen wäre, vor dem er eine dunkle Angſt empfand. Früher ſein Lieblingsſchüler, wurde er jetzt von ihm kühl behandelt und mit deutlicher Abſicht vernachläſſigt. Und gerade am Hebräiſchen, dem Spezialfach des Ephorus, hatte er allmählich alle Luſt verloren.

Es war ergötzlich, zu ſehen, wie ſchon in ein paar Monaten die vierzig Seminariſten an Leib und Seele ſich verändert hatten, wenige Stillſtänder ausgenommen. Viele waren mächtig in die Länge geſchoſſen, ſehr auf Unkoſten der Breite, und ſtreckten an Armen und Beinen hoffnungsvoll die Knöchel aus den nicht mitgewachſenen Kleidern. Die Geſichter wieſen alle Schattierungen zwiſchen abſterbender Kindlichkeit und einer zaghaft ſich zu brüſten beginnenden Mannheit auf, und weſſen Körper noch von den eckigen Formen der Entwicklungszeit frei war, dem hatte das Studium der Bücher Moſis wenigſtens einen proviſoriſchen Manneseruſt auf die glatte Stirn verliehen. Pausbacken waren geradezu Raritäten geworden.

Auch Hans hatte ſich verändert. An Größe und Magerkeit kam er Heilner nun gleich, ja er ſah jetzt faſt älter als jener aus. Die früher zart durchſcheinenden Kanten der Stirn hatten ſich herausgearbeitet und die Augen lagen tiefer, das Geſicht war von ungeſunder Farbe, Glieder und Schultern waren knochig und hager.

Je weniger er mit ſeinen Leiſtungen in der Schule ſelber zufrieden war, deſto herber ſchloß er ſich, unter Heilners Einfluß, von den Kameraden

ab. Da er keinen Grund mehr hatte, als Muſterſchüler und künftiger Primus auf ſie herabzuſchauen, kleidete ihn der Hochmut herzlich ſchlecht. Aber daß man ihn das merken ließ und daß er es ſelber ſchmerzlich in ſich ſpürte, verzieh er ihnen nicht. Namentlich mit dem tadelloſen Hartner und jenem vorlauten Otto Wenger gab es mehrmals Händel. Als der letztere ihn eines Tages wieder höhnte und ärgerte, vergaß ſich Hans und antwortete mit einem Fauſtſchlag. Es gab ein böſes Hauen. Wenger war ein Feigling, aber mit dem ſchwächlichen Gegner war es leicht fertig zu werden, und er ſchlug rückſichtslos zu. Heilner war nicht zugegen, die andern ſchauten müßig zu und gönnten Hans die Züchtigung. Er wurde regelrecht durchgebläut, blutete aus der Naſe und alle Rippen taten ihm weh. Die ganze Nacht hielten Scham, Schmerz und Zorn ihn wach. Seinem Freunde verſchwieg er das Erlebnis, ſchloß ſich aber von jetzt an ſtreng ab und wechſelte kaum mehr ein Wort mit den Stubenkameraden.

Gegen das Frühjahr hin, unter dem Einfluß der Regenmittage, Regenſonntage und langen Dämmerungen zeigten ſich neue Bildungen und Bewegungen im Kloſterleben. Die Stube Akro-

polis, zu deren Bewohnern ein guter Klavierspieler und zwei Flötenbläser gehörten, gründete zwei regelmäßige Musikabende, auf der Stube Germania eröffnete man einen dramatischen Leseverein, und einige junge Pietisten etablierten einen Bibelkranz, der allabendlich ein Bibelkapitel samt den Noten der Calwerbibel las.

Zum Leseverein der Stube Germania meldete sich Heilner als Mitglied und wurde nicht angenommen. Er kochte vor Wut. Zur Rache ging er nun in den Bibelkranz. Man wollte ihn auch dort nicht haben, doch drängte er sich auf und brachte in die frommen Gespräche der bescheidenen kleinen Brüderschaft Zank und Hader durch seine kühnen Reden und gottlosen Anspielungen. Bald wurde er auch dieses Spaßes müde, behielt aber einen ironisch-biblischen Ton im Reden noch länger bei. Indessen wurde er diesmal kaum beachtet, da die Promotion jetzt völlig von einem Geist des Unternehmens und Gründens besessen war.

Am meisten machte ein begabter und witziger Spartaner von sich reden. Ihm war es, nächst dem persönlichen Ruhm, lediglich darum zu tun, etwas Leben in die Bude zu bringen und sich durch allerlei witzige Allotria eine öftere Erholung

von dem einförmigen Arbeitsleben zu verſchaffen. Er hieß mit Spitznamen Dunſtan und fand einen originellen Weg, Senſation zu machen und ſich zu einem gewiſſen Ruhm emporzuſchwingen.

Eines Morgens, als die Schüler aus den Schlafſälen kamen, fanden ſie an die Waſchſaaltüre ein Papier geklebt, auf welchem unter dem Titel „Sechs Epigramme aus Sparta" eine ausgewählte Zahl von auffallenderen Kameraden, ihre Narrheiten, Streiche, Freundſchaften in Diſtichen witzig verhöhnt waren. Auch das Paar Giebenrath und Heilner hatte ſeinen Hieb bekommen. Eine ungeheure Aufregung entſtand in dem kleinen Staatsweſen, man drängte ſich vor jener Tür wie am Eingang eines Theaters und die ganze Schar ſurrte, ſtieß und ſäuſelte durcheinander wie ein Bienenvolk, deſſen Königin ſich zum Fluge anſchickt.

Am folgenden Morgen war die ganze Türe mit Epigrammen und Xenien geſpickt, mit Erwiderungen, Zuſtimmungen, neuen Angriffen, ohne daß jedoch der Urheber des Skandals ſo unklug geweſen wäre, ſich wieder daran zu beteiligen. Seinen Zweck, den Zunder in die Scheuer zu werfen, hatte er erreicht und rieb ſich die Hände. Faſt alle Schüler beteiligten ſich nun einige Tage lang am

Xenienkampf, nachdenklich ſchritt jeder umher, auf ein Diſtichon bedacht, und vielleicht war Lucius der einzige, der unbekümmert wie ſonſt ſeiner Arbeit nachging. Am Ende nahm ein Lehrer davon Notiz und verbot die Fortſetzung des aufregenden Spiels.

Der ſchlaue Dunſtan ruhte nicht auf ſeinen Lorbeeren aus, ſondern hatte inzwiſchen ſeinen Hauptſchlag vorbereitet. Er gab nun die erſte Nummer einer Zeitung heraus, die in winzigem Format auf Konzeptpapier hektographiert war und zu der er ſeit Wochen Stoff geſammelt hatte. Sie führte den Titel „Stachelſchwein" und war vorwiegend ein Witzblatt. Ein fideles Geſpräch zwiſchen dem Verfaſſer des Buches Joſua und einem Maulbronner Seminariſten war das Glanzſtück der erſten Nummer. Das Blatt wurde gratis an jede Stube in zwei Exemplaren abgegeben und ſollte künftig wöchentlich zweimal erſcheinen und fünf Pfennig koſten. Der Erlös war zu einer Vergnügungskaſſe beſtimmt.

Der Erfolg war durchſchlagend, und Dunſtan, der nun Miene und Benehmen eines ſtark beſchäftigten Redakteurs und Verlegers annahm, genoß im Kloſter ungefähr denſelben heiklen Ruf,

wie seinerzeit der famose Aretiner in der Republik Venedig.

Es erregte allgemeines Erstaunen, als Hermann Heilner sich mit Leidenschaft an der Redaktion beteiligte und nun mit Dunstan zusammen ein scharfes satirisches Zensorat ausübte, wozu es ihm weder an Witz noch an Gift gebrach. Etwa vier Wochen lang hielt die kleine Zeitung das ganze Kloster in Atem.

Giebenrath ließ seinen Freund gewähren, er selber hatte weder die Lust noch die Gabe, mitzumachen. Er merkte es anfangs sogar kaum, daß Heilner neuerdings so häufig seine Abende in Sparta zubrachte, denn seit kurzem beschäftigten ihn andere Dinge. Tagsüber ging er träg und unaufmerksam umher, arbeitete langsam und ohne Lust, und einmal passierte ihm in der Liviusstunde etwas Seltsames.

Der Professor rief ihn zum Übersetzen auf. Er blieb sitzen.

„Was soll das heißen? Warum stehen Sie nicht auf?“ rief der Professor ärgerlich.

Hans rührte sich nicht. Er saß aufrecht in der Bank, hatte den Kopf ein wenig gesenkt und die Augen halb geschlossen. Der Aufruf hatte ihn

aus einem Träumen halb erweckt, doch hörte er die Stimme des Lehrers nur wie aus einer großen Entfernung. Er spürte auch, daß sein Banknachbar ihn heftig anstieß. Es ging ihn nichts an. Er war von anderen Menschen umgeben, andere Hände berührten ihn und andere Stimmen redeten zu ihm, nahe, leise, tiefe Stimmen, welche keine Worte sprachen, sondern nur tief und mild wie Brunnentöne rauschten. Und viele Augen sahen ihn an — fremde, ahnungsvolle, große, glanzvolle Augen. Vielleicht die Augen einer römischen Volksmenge, von welcher er eben noch im Livius gelesen hatte, vielleicht die Augen unbekannter Menschen, von denen er geträumt oder die er irgend einmal auf Bildern gesehen hatte.

„Giebenrath!“ schrie der Professor. „Schlafen Sie denn?“

Der Schüler schlug langsam die Augen auf, heftete sie erstaunt auf den Lehrer und schüttelte den Kopf.

„Sie haben geschlafen! Oder können Sie mir sagen, an welchem Satz wir stehen? Nun?“

Hans deutete mit dem Finger ins Buch, er wußte gut, wo man stand.

„Wollen Sie jetzt vielleicht auch aufstehen?“

fragte der Professor höhnisch. Und Hans stand auf.

„Was treiben Sie denn? Sehen Sie mich an!“

Er sah den Professor an. Diesem gefiel der Blick aber nicht, denn er schüttelte verwundert den Kopf.

„Sind Sie unwohl, Giebenrath?“

„Nein, Herr Professor.“

„Setzen Sie sich wieder und kommen Sie nach Schluß der Lektion auf mein Zimmer.“

Hans setzte sich und bückte sich über seinen Livius. Er war ganz wach und verstand alles, zugleich folgte aber sein inneres Auge den vielen fremden Gestalten, die sich langsam in große Weiten entfernten und immer ihre glänzenden Augen auf ihn gerichtet hielten, bis sie ganz in der Weite in einem Nebel untersanken. Zugleich kam die Stimme des Lehrers und die des übersetzenden Schülers und alles kleine Geräusch des Lehrsaals immer näher und war schließlich wieder so wirklich und gegenwärtig wie sonst. Bänke, Katheder und Tafel standen da wie immer, an der Wand hing der große hölzerne Zirkel und der Reißwinkel, ringsum saßen alle Kameraden und viele von

ihnen schielten neugierig und frech zu ihm herüber. Da erschrak Hans heftig.

„Kommen Sie nach Schluß der Lektion auf mein Zimmer," hatte er sagen hören. Herrgott, was war denn passiert?

Am Ende der Stunde winkte ihn der Professor zu sich und nahm ihn mit durch die glotzenden Kameraden hindurch.

„Nun sagen Sie, was denn eigentlich mit Ihnen war? Geschlafen haben Sie also nicht?"

„Nein."

„Warum sind Sie nicht aufgestanden, als ich Sie anrief?"

„Ich weiß nicht."

„Oder haben Sie mich nicht gehört? Sind Sie schwerhörig?"

„Nein. Ich habe Sie gehört."

„Und sind nicht aufgestanden? Sie hatten nachher auch so sonderbare Augen. An was dachten Sie denn?"

„An nichts. Ich wollte schon aufstehen."

„Warum taten Sie es nicht? Waren Sie also doch unwohl?"

„Ich glaube nicht. Ich weiß nicht, was es war."

„Hatten Sie Kopfweh?"

„Nein.“

„Es iſt gut. Gehen Sie.“

Vor Tiſch wurde er wieder abgerufen und in den Schlafſaal gebracht. Dort wartete der Ephorus mit dem Oberamtsarzt auf ihn. Er wurde unterſucht und ausgefragt, doch kam nichts Klares zum Vorſchein. Der Arzt lachte gutmütig und nahm die Sache leicht.

„Das ſind kleine Nervengeſchichten, Herr Ephorus,“ kicherte er ſanft. „Ein vorübergehender Zuſtand von Schwäche — eine Art leichter Schwindel. Man muß ſehen, daß der junge Mann täglich an die Luft kommt. Fürs Kopfweh kann ich ihm ein paar Tropfen verſchreiben.“

Von da an mußte Hans täglich nach Tiſch eine Stunde ins Freie. Er hatte nichts dagegen. Schlimmer war es, daß der Ephorus ihm Heilners Begleitung auf dieſen Spaziergängen ausdrücklich verbot. Dieſer wütete und ſchimpfte, mußte jedoch nachgeben. So ging Hans ſtets allein und fand eine gewiſſe Freude daran. Es war Frühlingsbeginn. Über die runden, ſchöngewölbten Hügel lief wie eine dünne, lichte Welle das keimende Grün, die Bäume legten ihre Wintergeſtalt, das braune Netzwerk mit den ſcharfen Umriſſen, ab

und verloren sich mit jungem Blätterspiel ineinander und in die Farben der Landschaft, als eine unbegrenzte, fließende Woge von lebendigem Grün.

Früher, in den Lateinschuljahren, hatte Hans den Frühling anders als diesmal betrachtet, lebhafter und neugieriger und mehr im Einzelnen. Er hatte die zurückkehrenden Vögel beobachtet, eine Gattung um die andere, und die Reihenfolge der Baumblüte, und dann, sobald es Mai war, hatte er zu angeln begonnen. Jetzt gab er sich keine Mühe, die Vogelarten zu unterscheiden oder die Sträucher an ihren Knospen zu erkennen. Er sah nur das allgemeine Treiben, die überall sprossenden Farben, atmete den Geruch des jungen Laubes, spürte die weichere und gärende Luft und ging verwundert durch die Felder. Er ermüdete bald, hatte immer eine Neigung zu liegen und einzuschlafen und sah fast fortwährend allerlei andere Dinge, als die ihn wirklich umgaben. Was es eigentlich für Dinge waren, wußte er selbst nicht, und er besann sich nicht darüber. Es waren helle, zarte, ungewöhnliche Träume, die ihn wie Bildnisse oder wie Alleen fremdartiger Bäume umstanden, ohne daß etwas in ihnen geschah. Reine Bilder, nur zum Anschauen, aber das Anschauen

derſelben war doch auch ein Erleben. Es war ein Weggenommenſein in andere Gegenden und zu anderen Menſchen. Es war ein Wandeln auf fremder Erde, auf einem weichen, angenehm zu betretenden Boden, und es war ein Atmen fremder Luft, einer Luft voll Leichtigkeit und feiner, träumeriſcher Würze. An Stelle dieſer Bilder kam zuweilen auch ein Gefühl, dunkel, warm und erregend, als glitte ihm eine leichte Hand mit weicher Berührung über den Körper.

— Beim Leſen und Arbeiten hatte Hans große Mühe, aufmerkſam zu ſein. Was ihn nicht intereſſierte, glitt ihm ſchattenhaft unter den Händen weg und die hebräiſchen Vokabeln mußte er, wenn er ſie in der Lektion noch wiſſen wollte, erſt in der letzten halben Stunde lernen. Häufig aber kamen jene Momente körperhafter Anſchauung, daß er beim Leſen alles Geſchilderte plötzlich daſtehen, leben und ſich bewegen ſah, viel leibhaftiger und wirklicher als die nächſte Umgebung. Und während er mit Verzweiflung bemerkte, daß ſein Gedächtnis nichts mehr aufnehmen wollte und faſt täglich lahmer und unſicherer wurde, überfielen ihn zuweilen ältere Erinnerungen mit einer unheimlichen Deutlichkeit, die ihm wunderlich und

beängstigend erschien. Mitten in einer Lektion oder bei einer Lektüre fiel ihm manchmal sein Vater oder die alte Anna oder einer seiner früheren Lehrer oder Mitschüler ein, stand sichtbar vor ihm und nahm für eine Weile seine ganze Aufmerksamkeit gefangen. Auch Szenen aus dem Stuttgarter Aufenthalt, aus dem Landexamen und aus den Ferien erlebte er wieder und wieder, oder er sah sich mit der Angelrute am Flusse sitzen, roch den Dunst des sonnigen Wassers, und zugleich kam es ihm vor, als liege die Zeit, von der er träumte, um ganze lange Jahre zurück.

An einem laulich feuchten, finsteren Abend schlenderte er mit Heilner im Dorment hin und her und erzählte von daheim, vom Papa, vom Angeln und von der Schule. Sein Freund war auffallend still; er ließ ihn reden, nickte hie und da oder tat mit seinem kleinen Lineal, mit dem er den lieben langen Tag spielen mußte, ein paar nachdenkliche Hiebe in die Luft. Allmählich verstummte auch Hans; es war Nacht geworden und sie setzten sich auf den Sims eines Fensters.

„Du, Hans?“ fing Heilner schließlich an. Seine Stimme war unsicher und aufgeregt.

„Was?“

„Ach nichts.“

„Nein, red' nur!“

„Ich dachte bloß — weil du so allerlei erzählt hast —“

„Was denn?“

„Sag', Hans, bist du eigentlich nie einem Mädchen nachgelaufen?“

Es entstand eine Stille. Davon hatten sie noch nie gesprochen. Hans fürchtete sich davor und doch zog dieses rätselhafte Gebiet ihn wie ein Märchengarten an. Er fühlte, wie er rot wurde, und seine Finger zitterten.

„Nur einmal,“ sagte er flüsternd. „Ich war noch ein dummer Bub.“

Wieder Stille.

„— und du, Heilner?“

Heilner seufzte.

„Ach laß! — Weißt du, man sollte gar nicht davon reden, es hat ja keinen Wert.“

„Doch, doch.“

„— Ich hab' einen Schatz.“

„Du? Ist's wahr?“

„Daheim. Vom Nachbar. Und diesen Winter hab' ich ihr einen Kuß gegeben.“

„Einen Kuß —?“

„Ja. — Weißt du, es war ſchon dunkel. Abends, auf dem Eis, uud ich durfte ihr helfen, die Schlittſchuhe ausziehen. Da hab' ich ihr einen Kuß gegeben."

„Hat ſie nichts geſagt?"

„Geſagt nicht. Sie iſt bloß fortgelaufen."

„Und dann?"

„Und dann! — Nichts."

Er ſeufzte wieder und Hans ſah ihn an wie einen Helden, der aus verbotenen Gärten kommt.

Da läutete die Glocke, man mußte zu Bett gehen. Dort lag Hans, als die Laterne gelöſcht und alles ſtill geworden war, noch länger als eine Stunde wach und dachte an den Kuß, den Heilner ſeinem Schatz gegeben hatte.

Am andern Tag wollte er weiter fragen, ſchämte ſich aber, und der andere, da Hans ihn nicht fragte, ſcheute ſich, von ſelber wieder davon anzufangen.

In der Schule ging es Hans immer ſchlechter. Die Lehrer fingen an böſe Geſichter zu ſchneiden und ſonderbare Blicke zu ſchießen, der Ephorus war finſter und ärgerlich und auch die Mitſchüler hatten längſt gemerkt, daß Giebenrath von ſeiner Höhe herabſank und aufgehört hatte, auf den Primus zu zielen. Nur Heilner merkte nichts, da ihm ſelber

die Schule nicht ſonderlich wichtig war, und Hans ſelber ſah alles geſchehen und ſich verändern, ohne darauf zu achten.

Heilner hatte unterdeſſen das Zeitungsredigieren ſatt bekommen und kehrte ganz zu ſeinem Freunde zurück. Dem Verbote zum Trotz begleitete er Hans mehrmals auf ſeinem täglichen Spaziergang, lag mit ihm in der Sonne und träumte, las Gedichte vor oder machte Witze über den Ephorus. Hans hoffte von Tag zu Tag, er würde mit den Enthüllungen ſeiner Liebesabenteuer fortfahren, doch brachte er es je länger je weniger über ſich, darnach zu fragen. Bei den Kameraden waren ſie beide ſo unbeliebt wie je, denn Heilner hatte durch ſeine boshaften Witze im „Stachelſchwein“ niemandes Vertrauen erworben.

Die Zeitung ging um dieſe Zeit ohnehin ein; ſie hatte ſich überlebt und war auch nur auf die langweiligen Wochen zwiſchen Winter und Frühjahr berechnet geweſen. Jetzt bot die beginnende ſchöne Jahreszeit Unterhaltung genug durch Botaniſieren, Spaziergänge und Spiele im Freien. Jeden Mittag erfüllten Turner, Ringkämpfer, Wettläufer und Ballſchläger den Kloſtervorhof mit Geſchrei und Leben.

Dazu kam nun eine neue große Senſation, deren Urheber und Mittelpunkt wieder der allgemeine Stein des Anſtoßes, Hermann Heilner, war.

Der Ephorus hatte durch liebevolle Mitſchüler erfahren, daß Heilner ſich über ſein Verbot luſtig mache und faſt alle Tage den ſpazieren gehenden Giebenrath begleite. Diesmal ließ er Hans in Ruhe und zitierte nur den Hauptſünder, ſeinen alten Feind, auf ſein Amtszimmer. Er duzte ihn, was Heilner ſich ſogleich verbat. Er hielt ihm ſeinen Ungehorſam vor. Heilner erklärte, er ſei Giebenraths Freund und niemand habe das Recht, ihnen den Verkehr miteinander zu verbieten. Es ſetzte eine böſe Szene, deren Reſultat war, daß Heilner ein paar Stunden Arreſt erhielt ſamt dem ſtrengen Verbot, in nächſter Zeit mit Giebenrath zuſammen auszugehen.

Am nächſten Tage machte alſo Hans ſeinen offiziellen Spaziergang wieder allein. Er kam um zwei Uhr zurück und fand ſich mit den andern im Lehrſaal ein. Beim Beginn der Lektion ſtellte ſich heraus, daß Heilner fehlte. Es war alles genau ſo wie damals beim Verſchwinden des Hindu, nur dachte diesmal niemand an ein Verſpäten. Um drei Uhr ging die ganze Promotion ſamt drei

Lehrern auf die Streife nach dem Vermißten. Man verteilte ſich, lief und ſchrie durch die Wälder, und manche, auch zwei von den Lehrern, hielten es nicht für unmöglich, daß er ſich ein Leid angetan habe.

Um fünf Uhr wurde an alle Polizeiſtellen der Gegend telegraphiert und abends ein Eilbrief an Heilners Vater abgeſchickt. Am ſpäten Abend hatte man noch keinerlei Spur gefunden und bis in die Nacht hinein wurde in allen Schlafſälen geflüſtert und gewiſpert. Unter den Schülern fand die Annahme, er ſei ins Waſſer geſprungen, den meiſten Glauben. Andere meinten, er ſei einfach nach Hauſe gereiſt. Aber man hatte feſtgeſtellt, daß der Durchgänger faſt gar kein Geld bei ſich haben konnte.

Hans wurde angeſehen, als müſſe er um die Sache wiſſen. Dem war aber nicht ſo, vielmehr war er der Erſchrockenſte und Bekümmertſte von allen, und nachts im Schlafſaal, als er die andern fragen, vermuten, fabeln und witzeln hörte, verkroch er ſich tief in ſeine Decke und lag lange böſe Stunden in Leid und Angſt um ſeinen Freund. Ein Vorgefühl, daß dieſer nicht wiederkommen würde, ergriff ſein banges Herz und erfüllte ihn mit einem furchtſamen Wehgefühl, bis er matt und bekümmert entſchlief.

Um dieſelben Stunden lag Heilner ein paar Meilen entfernt in einem Gehölz. Er fror und konnte nicht ſchlafen, doch atmete er in einem tiefen Freiheitsgefühl mächtig auf und ſtreckte die Glieder, als wäre er aus einem engen Käfig entronnen. Er war ſeit Mittag gelaufen, hatte in Knittlingen Brot gekauft und nahm nun zuweilen einen Biſſen davon, während er durch das noch frühlinghaft lichte Gezweige Nachtſchwärze, Sterne und ſchnellſegelnde Wolken beſchaute. Wohin er ſchließlich käme, war ihm einerlei; wenigſtens war er nun dem verhaßten Kloſter entſprungen und hatte dem Ephorus gezeigt, daß ſein Wille ſtärker war als Befehle und Verbote.

Den ganzen folgenden Tag ſuchte man ihn vergeblich. Er brachte die zweite Nacht in der Nähe eines Dorfes zwiſchen Strohbündeln auf dem Felde zu; morgens ſchlug er ſich wieder in den Wald und fiel erſt gegen Abend, da er wieder ein Dorf beſuchen wollte, einem Landjäger in die Hände. Der empfing ihn mit freundlichem Spott und brachte ihn aufs Rathaus, wo er durch Witz und Schmeichelei das Herz des Schulzen gewann, der ihn zum Übernachten mit nach Hauſe nahm und vor dem Bettgehen reichlich mit Schinken und

Eiern fütterte. Andern Tages holte ihn sein inzwischen herzugereister Vater ab.

Die Aufregung im Kloster war groß, als der Ausreißer eingebracht wurde. Er trug aber den Kopf hoch und schien seine kleine Geniereise gar nicht zu bereuen. Man verlangte, er solle Abbitte tun, doch weigerte er sich und trat dem Femgericht des Lehrerkonvents durchaus nicht zaghaft oder ehrerbietig gegenüber. Man hatte ihn halten wollen, nun war aber das Maß voll. Er wurde in Schanden entlassen und reiste abends mit seinem Vater auf Nichtwiederkommen ab. Von seinem Freund Giebenrath hatte er nur durch einen Händedruck Abschied nehmen können.

Schön und schwungvoll war die große Rede, die der Herr Ephorus auf diesen außerordentlichen Fall von Widersetzlichkeit und Entartung hielt. Viel zahmer, sachlicher und schwächlicher lautete sein Bericht an die Oberbehörde nach Stuttgart. Den Seminaristen wurde der Briefwechsel mit dem abgegangenen Ungeheuer verboten, wozu Hans Giebenrath freilich nur lächelte. Wochenlang wurde von nichts so viel geredet, wie von Heilner und seiner Flucht. Die Entfernung und die entschwindende Zeit veränderten das allgemeine

Urteil und manche sahen dem seinerzeit ängstlich gemiedenen Flüchtling später nach wie einem entflogenen Adler.

Die Stube Hellas wies nun zwei leerstehende Pulte auf und der zuletzt Verlorene ward nicht so rasch wie der vorige vergessen. Nur dem Ephorus wäre es lieber gewesen, auch den zweiten still und versorgt zu wissen. Doch tat Heilner nichts, um den Klosterfrieden zu stören. Sein Freund wartete und wartete, aber es kam nie ein Brief von ihm. Er war fort und verschollen, seine Gestalt und seine Flucht wurde allmählich zu Geschichte und schließlich zu Sage. Den leidenschaftlichen Knaben nahm später, nach mancherlei weiteren Genieſtreichen und Verirrungen, das Leid des Lebens in eine strenge Zucht und es ist, wenn nicht ein Held, so doch ein aufrechter und stattlicher Mann aus ihm geworden.

Auf dem zurückgebliebenen Hans ruhte der Verdacht, um Heilners Flucht gewußt zu haben, und raubte ihm vollends das Wohlwollen der Lehrer. Einer derselben sagte ihm, als er in der Lektion auf mehrere Fragen die Antwort schuldig blieb: „Warum sind Sie denn nicht mit Ihrem schönen Freund Heilner gegangen?“

Der Ephorus ließ ihn ſitzen und ſah ihn von der Seite mit verachtungsvollem Mitleid an wie der Phariſäer den Zöllner. Dieſer Giebenrath zählte nicht mehr mit, er gehörte zu den Ausſätzigen.

Fünftes Kapitel

Wie ein Hamſter mit aufgeſpeicherten Vorräten, ſo erhielt ſich Hans mit ſeiner früher erworbenen Gelehrſamkeit noch einige Friſt am Leben. Dann begann ein peinliches Darben, durch kurze und kraftloſe neue Anläufe unterbrochen, deren Hoffnungsloſigkeit ihn ſchier ſelber lächerte. Er unterließ es nun, ſich nutzlos zu plagen, warf den Homer dem Pentateuch und die Algebra dem Xenophon nach und ſah ohne Aufregung zu, wie bei den Lehrern ſein guter Ruf ſtufenweiſe herabſank, von gut auf ziemlich, von ziemlich auf mittelmäßig und endlich auf Null. Wenn er nicht Kopfweh hatte, was jetzt wieder die Regel war, ſo dachte er an Hermann Heilner, träumte ſeine leichten, großäugigen Träume und dämmerte ſtundenlang in Halbgedanken hin. Auf die ſich mehrenden Vorwürfe aller Lehrer antwortete er neuerdings durch ein gutmütiges, demütiges Lächeln. Repetent

Wiedrich, ein freundlicher junger Lehrer, war der einzige, dem dies hilflose Lächeln weh tat und der den aus der Bahn gekommenen Knaben mit einer mitleidigen Schonung behandelte. Die übrigen Lehrer waren über ihn entrüstet, straften ihn durch verächtliches Sitzenlassen oder versuchten gelegentlich, seinen eingeschlafenen Ehrgeiz durch ironisches Kitzeln aufzuwecken.

„Falls Sie gerade nicht schlafen sollten, darf ich Sie vielleicht ersuchen, diesen Satz zu lesen?"

Vornehm indigniert war der Ephorus. Der eitle Mann bildete sich viel auf die Macht seines Blickes ein und war außer sich, wenn Giebenrath seinem majestätisch drohenden Augenrollen immer wieder sein demütig ergebenes Lächeln entgegenhielt, das ihn allmählich nervös machte.

„Lächeln Sie nicht so bodenlos stupid, Sie hätten eher Grund zu heulen."

Mehr Eindruck machte ein väterlicher Brief, der ihn voll Entsetzens beschwor, sich zu bessern. Der Ephorus hatte an Vater Giebenrath geschrieben und dieser war heillos erschrocken. Sein Brief an Hans war eine Sammlung aller aufmunternden und sittlich entrüsteten Redensarten, über die der wackere Mann verfügte, und ließ doch, ohne

es zu wollen, eine weinerliche Kläglichkeit durchscheinen, welche dem Sohn wehe tat.

Alle diese ihrer Pflicht beflissenen Lenker der Jugend, vom Ephorus bis auf den Papa Giebenrath, Professoren und Repetenten, sahen in Hans ein böses Element, ein Hindernis ihrer Wünsche, etwas Verstocktes und Träges, das man zwingen und mit Gewalt auf gute Wege zurückbringen müsse. Keiner, außer vielleicht jenem mitleidigen Repetenten, sah hinter dem hilflosen Lächeln des schmalen Knabengesichts eine untergehende Seele leiden und im Ertrinken angstvoll und verzweifelnd um sich blicken. Und keiner dachte etwa daran, daß die Schule und der barbarische Ehrgeiz eines Vaters und einiger Lehrer dieses gebrechliche, feine Wesen soweit gebracht hatten, indem sie in der unschuldig vor ihnen ausgebreiteten Seele des zarten Kindes ohne Rücksicht wüteten. Warum hatte er in den empfindlichsten und gefährlichsten Knabenjahren täglich bis in die Nacht hinein arbeiten müssen? Warum hatte man ihm seine Kaninchen weggenommen, ihn den Kameraden in der Lateinschule mit Absicht entfremdet, ihm Angeln und Bummeln verboten und ihm das hohle, gemeine Ideal eines schäbigen, aufreibenden Ehrgeizes ein-

geimpft? Warum hatte man ihm ſelbſt nach dem Examen die wohlverdienten Ferien nicht gegönnt?

Nun lag das überhetzte Rößlein am Weg und war nimmer zu brauchen.

Gegen Sommersanfang erklärte der Oberamtsarzt nochmals, es handle ſich lediglich um einen nervöſen Schwächezuſtand, der hauptſächlich vom Wachſen herkomme. Hans ſolle ſich in den Ferien tüchtig herauspflegen laſſen, genug eſſen und viel in den Wald laufen, ſo werde es ſchon beſſern.

Leider kam es gar nicht ſo weit. Es war noch drei Wochen vor den Ferien, als Hans in einer Nachmittagslektion vom Profeſſor heftig geſcholten wurde. Während der Lehrer noch weiterſchimpfte, ſank Hans in die Bank zurück, begann ängſtlich zu zittern und brach in einen langdauernden Weinkrampf aus, der die ganze Lektion unterbrach. Darauf lag er einen halben Tag im Bett.

Tags darauf wurde er in der Mathematikſtunde aufgefordert, an der Wandtafel eine geometriſche Figur zu zeichnen und den Beweis dazu zu führen. Er trat heraus, aber vor der Tafel wurde ihm ſchwindlig; er fuhr mit Kreide und

Lineal ſinnlos in der Fläche herum, ließ beides fallen und als er ſich darnach bückte, blieb er ſelber am Boden knieen und konnte nicht wieder aufſtehen.

Der Oberamtsarzt war ziemlich ärgerlich, daß ſein Patient ſich ſolche Streiche leiſtete. Er drückte ſich vorſichtig aus, gebot ſofortigen Erholungsurlaub und empfahl die Zuziehung eines Nervenarztes.

„Der kriegt noch den Veitstanz," flüſterte er dem Ephorus zu, der mit dem Kopf nickte und es angezeigt fand, den ungnädig ärgerlichen Ausdruck ſeines Geſichts in einen väterlich bedauernden abzuändern, was ihm leicht fiel und gut ſtand.

Er und der Arzt ſchrieben je einen Brief an Hanſens Vater, ſteckten ihn dem Jungen in die Taſche und ſchickten ihn nach Hauſe. Der Ärger des Ephorus hatte ſich in ſchwere Beſorgnis verwandelt — was ſollte die eben erſt durch den Fall Heilner beunruhigte Schulbehörde von dieſem neuen Unglück denken? Er verzichtete ſogar zum allgemeinen Erſtaunen darauf, eine dem Vorfall entſprechende Rede zu halten, und war in den letzten Stunden gegen Hans von einer unheimlichen Leutſeligkeit. Daß dieſer aus dem Erholungsurlaub nicht zurückkehren würde, war ihm klar —

auch im Fall der Geneſung hätte der jetzt ſchon weit hintangebliebene Schüler die verſäumten Monate oder auch nur Wochen unmöglich einholen können. Zwar verabſchiedete er ihn mit einem ermunternd herzlichen „auf Wiederſehen", ſo oft er aber in der nächſten Zeit die Stube Hellas betrat und die drei leeren Pulte ſah, ward ihm peinlich zu Mut und hatte er Mühe, den Gedanken in ſich niederzukämpfen, daß ihn am Verſchwinden zweier begabter Zöglinge vielleicht doch ein Teil der Schuld treffen möge. Als einem tapferen und ſittlich ſtarken Manne gelang es ihm jedoch, dieſe unnützen und finſtern Zweifel aus ſeiner Seele zu bannen.

Hinter dem mit ſeinem kleinen Reiſeſack abfahrenden Seminariſten verſank das Kloſter mit Kirchen, Tor, Giebeln und Türmen, verſanken Wald und Hügelfluchten, an ihrer Stelle tauchten die fruchtbaren Obſtwieſen des badiſchen Grenzlandes auf, dann kam Pforzheim und gleich dahinter fingen die bläulich ſchwarzen Tannenberge des Schwarzwaldes an, von zahlreichen Bachtälern durchſchnitten und in der heißen Sommerglut noch blauer, kühler und ſchattenverheißender als ſonſt. Der Junge betrachtete die wechſelnde und ſich immer heimatlicher geſtaltende Landſchaft nicht ohne Ver-

gnügen, bis ihm, schon nahe der Heimatstadt, sein Vater in den Sinn kam und eine peinliche Angst vor dem Empfang ihm die kleine Reisefreude gründlich verdarb. Die Fahrt zum Stuttgarter Examen und die Reise zum Eintritt nach Maulbronn fielen ihm wieder ein mit ihrer Spannung und ängstlichen Freude. Wozu war nun das alles gewesen? Er wußte so gut wie der Ephorus, daß er nicht wiederkommen würde und daß es nun mit Seminar und Studium und allen ehrgeizigen Hoffnungen ein Ende hatte. Doch machte ihn das jetzt nicht traurig, nur die Angst vor seinem enttäuschten Vater, dessen Hoffnungen er betrogen hatte, beschwerte ihm das Herz. Er hatte jetzt kein anderes Verlangen, als zu rasten, sich auszuschlafen, auszuweinen, auszuträumen und nach all der Quälerei einmal in Ruhe gelassen zu werden. Und er fürchtete, daß er das beim Vater zu Haus nicht finden werde. Am Ende der Eisenbahnfahrt bekam er heftiges Kopfweh und sah nimmer zum Fenster hinaus, obwohl es jetzt durch seine Lieblingsgegend ging, deren Höhen und Forste er früher mit Leidenschaft durchstreift hatte; und trotz der Angst hätte er beinah das Aussteigen am wohlbekannten heimischen Bahnhof versäumt.

Nun ſtand er da, mit Schirm und Reiſeſack, und wurde vom Papa betrachtet. Der letzte Bericht des Ephorus hatte deſſen Enttäuſchung und Entrüſtung über den mißratenden Sohn in einen faſſungsloſen Schrecken verwandelt. Er hatte ſich Hans verfallen und ſchrecklich ausſehend vorgeſtellt und fand ihn nun zwar gemagert und ſchwächlich, aber doch noch heil und auf eigenen Beinen wandelnd. Ein wenig tröſtete ihn das; das Schlimmſte aber war ſeine verborgene Angſt, ſein Grauen vor der Nervenkrankheit, von welcher Arzt und Ephorus geſchrieben hatten. In ſeiner Familie hatte bis jetzt nie jemand Nervenleiden gehabt, man hatte von ſolchen Kranken immer mit verſtändnisloſem Spott oder mit einem verächtlichen Mitleiden wie von Irrenhäuslern geſprochen, und nun kam ihm ſein Hans mit ſolchen Geſchichten heim.

Am erſten Tag war der Junge froh, nicht mit Vorwürfen empfangen zu werden. Dann fiel ihm die ſcheue, ängſtliche Schonung auf, mit der ihn ſein Vater behandelte und zu der er ſich ſichtlich gewaltſam zwingen mußte. Gelegentlich bemerkte er nun auch, daß er ihn mit ſonderbar prüfenden Blicken, mit einer unheimlichen Neugierde anſchaute, in einem gedämpften und verlogenen Ton mit

ihm redete und ihn, ohne daß er es merken ſollte, beobachtete. Er wurde nur noch ſcheuer und eine unbeſtimmte Angſt vor ſeinem eigenen Zuſtand begann ihn zu quälen.

Bei gutem Wetter lag er ſtundenlang im Walde draußen und es tat ihm gut. Ein ſchwacher Abglanz der ehemaligen Knabenſeligkeit überflog dort manchmal ſeine beſchädigte Seele: die Freude an Blumen oder Käfern, am Belauſchen der Vögel oder am Verfolgen einer Wildſpur. Doch waren das immer nur Augenblicke. Meiſtens lag er träge im Moos, hatte einen ſchweren Kopf und verſuchte vergeblich an irgend etwas zu denken, bis die Träume wieder zu ihm traten und ihn weit in andere Räume mitnahmen. Kopfweh hatte er faſt beſtändig und wenn er ans Kloſter oder an die Lateinſchule zurückdachte, ſtürzte ſich die Vorſtellung der vielen Bücher und Lehrgegenſtände und Pflichten wie ein grimmiger Alp auf ihn und in ſeinem ſchmerzenden Schädel führten Livius und Cäſar, Xenophon und Rechenaufgaben wirre, peinliche Tänze auf.

Einmal hatte er folgenden Traum. Er ſah ſeinen Freund Hermann Heilner tot auf einer Tragbahre liegen und wollte zu ihm hingehen, aber

der Ephorus und die Lehrer drängten ihn zurück und verſetzten ihm bei jedem neuen Vordringen ſchmerzhafte Püffe. Nicht nur die Seminarprofeſſoren und Repetenten waren dabei, ſondern auch der Rektor und die Stuttgarter Examinatoren, alle mit erbitterten Geſichtern. Plötzlich war alles anders, auf der Bahre lag der ertrunkene Hindu und ſein komiſcher Vater mit dem hohen Zylinder ſtand krummbeinig und wehmütig daneben.

Und wieder ein Traum: Er lief im Walde auf der Suche nach dem entlaufenen Heilner, und er ſah ihn immer wieder ferne zwiſchen den Stämmen gehen und ſah ihn immer und immer wieder, gerade wenn er ihm rufen wollte, verſchwinden. Endlich blieb Heilner ſtehen, ließ ihn herankommen und ſagte: Du, ich hab' einen Schatz. Dann lachte er übermäßig laut und verſchwand im Gebüſche.

Er ſah einen ſchönen, mageren Mann aus einem Schiffe ſteigen, mit ſtillen, göttlichen Augen und ſchönen, friedevollen Händen, und er lief auf ihn zu. Alles verrann wieder und er beſann ſich, was es ſei, bis ihm die Stelle des Evangeliums wieder einfiel, wo es hieß: *εὐθὺς ἐπιγνόντες αὐτὸν περιέδραμον.* Und nun mußte er ſich beſinnen, was

für eine Konjugationsform περιέδραμον ſei und wie Präſens, Infinitiv, Perfektum und Futurum des Verbums lauteten, er mußte es im Singularis, Dual und Plural durchkonjugieren und geriet in Angſt und Schweiß, ſobald es haperte. Wenn er alsdann zu ſich kam, hatte er ein Gefühl, als ſei ſein Kopf innen überall wund, und wenn ſich ſein Geſicht unwillkürlich zu jenem ſchläfrigen Lächeln der Reſignation und des Schuldbewußtſeins verzog, hörte er ſogleich den Ephorus: „Was ſoll das dumme Lächeln heißen? Sie haben es gerade nötig, auch noch zu lächeln!“

Im ganzen wollte, trotz einzelnen beſſeren Tagen, ſich kein Fortſchritt in Hanſens Zuſtand zeigen, es ſchien eher rückwärts zu gehen. Der Hausarzt, der ſeinerzeit die Mutter behandelt und toterklärt hatte und den manchmal ein wenig gichtleidenden Vater beſuchte, machte ein langes Geſicht und zögerte von Tag zu Tag ſeine Anſicht zu äußern.

Erſt in jenen Wochen merkte Hans, daß er in den zwei letzten Lateinſchuljahren keine Freunde mehr gehabt habe. Die Kameraden von damals waren teils fort, teils ſah er ſie als Lehrlinge herumlaufen, und mit keinem von ihnen verband ihn etwas, bei keinem hatte er etwas zu ſuchen und

keiner kümmerte sich um ihn. Zweimal sprach der alte Rektor ein paar freundliche Worte mit ihm, auch der Lateinlehrer und der Stadtpfarrer nickten ihm auf der Straße wohlwollend zu, aber eigentlich ging Hans sie nichts mehr an. Er war kein Gefäß mehr, in das man allerlei hineinstopfen konnte, kein Acker für vielerlei Samen mehr; es lohnte sich nimmer, Zeit und Sorgfalt an ihn zu wenden.

Vielleicht wäre es gut gewesen, wenn der Stadtpfarrer sich seiner ein wenig angenommen hätte. Aber was sollte er tun? Was er geben konnte, die Wissenschaft oder wenigstens das Suchen nach ihr, hatte er dem Jungen seinerzeit nicht vorenthalten, und mehr hatte er eben nicht. Er war keiner von den Pfarrern, in deren Latein man begründete Zweifel setzt und deren Predigten aus wohlbekannten Quellen geschöpft sind, zu denen man aber in bösen Zeiten gerne geht, weil sie gute Augen und freundliche Worte für alles Leiden haben. Auch Vater Giebenrath war kein Freund oder Tröster, wenn er sich auch alle Mühe gab, den Ärger seiner Enttäuschung über Hans zu verbergen.

So fühlte dieser sich verlassen und ungeliebt,

ſaß im kleinen Garten an der Sonne oder lag im Wald und hing ſeinen Träumereien oder quäleriſchen Gedanken nach. Mit Leſen konnte er ſich nicht helfen, da ihm dabei immer bald Kopf und Augen ſchmerzten und weil aus jedem ſeiner Bücher ihm ſogleich beim Aufſchlagen das Geſpenſt der Kloſterzeit und des dortigen Angſtgefühls auferſtand, ihn in luftloſe bange Traumwinkel trieb und dort mit glühendem Blicke feſtbannte.

In dieſer Not und Verlaſſenheit trat dem kranken Knaben ein anderes Geſpenſt als trüge- wurde ihm allmählich Das war der Gedanke leicht, ſich etwa eine der irgendwo im Walde gen. Faſt jeden Tag angen auf ſeinen Gän- lne, ſtill gelegene Ört- inen Platz, wo es ſich er endgültig zu ſeiner ſuchte ihn immer wieder ſeltſame Freude daran, ihn dort nächſtens ein-

SOUTH HALL — LEFT
Please wait in front of the indicator until the number below appears.
CLAIM YOUR BOOKS PROMPTLY
110
form 37b [vIII-16-50 1050 sets]

keiner kümmerte ſich um ihn. Zweimal ſprach der alte Rektor ein paar freundliche Worte mit ihm, auch der Lateinlehrer und der Stadtpfarrer nickten ihm auf der Straße wohlwollend zu, aber eigentlich ging Hans ſie nichts mehr an. Er war kein Gefäß mehr, in das man allerlei hineinſtopfen konnte, kein Acker für vielerlei Samen mehr; es lohnte ſich nimmer, Zeit und Sorgfalt an ihn zu wenden.

Vielleicht wäre es gut geweſen, wenn der Stadtpfarrer ſich ſeiner ein wenig angenommen hätte. Aber was ſollte er tun? Was er geben konnte, die Wiſſenſchaft oder wenigſtens das Suchen nach ihr, hatte er dem Jungen ſeinerzeit nicht vorenthalten, und mehr hatte er eben nicht. Er war keiner von den Pfarrern, in deren Latein man begründete Zweifel ſetzt und deren Predigten aus wohlbekannten Quellen geſchöpft ſind, zu denen man aber in böſen Zeiten gerne geht, weil ſie gute Augen und freundliche Worte für alles Leiden haben. Auch Vater Giebenrath war kein Freund oder Tröſter, wenn er ſich auch alle Mühe gab, den Ärger ſeiner Enttäuſchung über Hans zu verbergen.

So fühlte dieſer ſich verlaſſen und ungeliebt,

saß im kleinen Garten an der Sonne oder lag im Wald und hing seinen Träumereien oder quälerischen Gedanken nach. Mit Lesen konnte er sich nicht helfen, da ihm dabei immer bald Kopf und Augen schmerzten und weil aus jedem seiner Bücher ihm sogleich beim Aufschlagen das Gespenst der Klosterzeit und des dortigen Angstgefühls auferstand, ihn in luftlose bange Traumwinkel trieb und dort mit glühendem Blicke festbannte.

In dieser Not und Verlassenheit trat dem kranken Knaben ein anderes Gespenst als trügerischer Tröster nahe und wurde ihm allmählich vertraut und notwendig. Das war der Gedanke an den Tod. Es war ja leicht, sich etwa eine Schießwaffe zu verschaffen oder irgendwo im Walde eine Seilschlinge anzubringen. Fast jeden Tag begleiteten ihn diese Vorstellungen auf seinen Gängen, er betrachtete sich einzelne, still gelegene Örtlein und fand schließlich einen Platz, wo es sich schön sterben ließ und den er endgültig zu seiner Sterbestätte bestimmte. Er suchte ihn immer wieder auf, saß da und fand eine seltsame Freude daran, sich vorzustellen, daß man ihn dort nächstens ein-

mal tot finden würde. Der Aſt für den Strick war beſtimmt und auf ſeine Stärke geprüft, keine Schwierigkeiten ſtanden mehr im Wege; allmählich wurde auch, mit längeren Pauſen, ein kurzer Brief an den Vater und ein ſehr langer an Hermann Heilner geſchrieben, die man bei der Leiche finden ſollte.

Die Vorbereitungen und das Gefühl der Sicherheit übten einen wohltätigen Einfluß auf ſein Gemüt. Unter dem verhängnisvollen Aſte ſitzend, hatte er manche Stunden, in denen der Druck von ihm wich und faſt ein freudiges Wohlgefühl über ihn kam. Auch der Vater merkte die Beſſerung ſeines Zuſtandes und Hans ſah mit ironiſchem Vergnügen zu, wie jener ſich einer Stimmung freute, deren Urſache doch nur die Gewißheit ſeines baldigen Endes war.

Warum er nicht ſchon längſt an jenem ſchönen Aſte hing, wußte er ſelbſt nicht recht. Der Gedanke war gefaßt, ſein Tod war eine beſchloſſene Sache, dabei war ihm einſtweilen wohl und er verſchmähte nicht, in dieſen letzten Tagen den ſchönen Sonnenſchein und das einſame Träumen noch auszukoſten, wie man es gern vor weiten Reiſen tut. Abreiſen konnte er ja jeden Tag, es war

alles in Ordnung. Auch war es ihm eine besondere bittere Wonne, sich freiwillig noch ein wenig in der alten Umgebung aufzuhalten und den Leuten ins Gesicht zu sehen, die von seinen gefährlichen Entschlüssen keine Ahnung hatten. So oft er dem Arzt begegnete, mußte er denken: „Na du wirst schauen!"

Das Schicksal ließ ihn sich seiner finsteren Absichten erfreuen und schaute zu, wie er aus dem Kelch des Todes täglich ein paar Tropfen der Luft und Lebenskraft genoß. Es mochte ja wenig an diesem verstümmelten jungen Wesen gelegen sein, aber seinen Kreis sollte doch erst es vollenden und nicht vom Plan verschwinden, ehe es noch ein wenig von der bitteren Süße des Lebens geschmeckt hätte.

Die unentrinnbaren quälenden Vorstellungen wurden seltener und wichen einem müden Sichgehenlassen, einer schmerzlos trägen Stimmung, in welcher Hans die Stunden und Tage gedankenlos vorübertreiben sah, gleichmütig ins Blaue schaute und zuweilen schlafwandelnd oder kindisch zu sein schien. In träger Dämmerstimmung saß er einmal im Gärtchen unter der Tanne und summte, ohne es recht zu wissen, immer wieder

einen alten Vers vor ſich hin, der ihm, von der Lateinſchule her, gerade eingefallen war:

Ach ich bin ſo müde,
Ach ich bin ſo matt,
Hab kein Geld im Portemonnaie
Und auch keins im Sack.

Er ſummte ihn nach alter Melodie und dachte nichts dabei, als er ihn zum zwanzigſtenmal anſtimmte. Sein Vater aber ſtand nahe am Fenſter, hörte zu und hatte einen großen Schrecken. Seiner trockenen Natur war dieſer gedankenloſe, wohlig ſtumpfſinnige Singſang völlig unverſtändlich und er deutete ihn ſeufzend als ein Zeichen hoffnungsloſer Geiſtesſchwäche. Von da an beobachtete er den Jungen noch ängſtlicher, der merkte es natürlich und litt darunter; doch kam er noch immer nicht dazu, den Strick mitzunehmen und von jenem ſtarken Aſte Gebrauch zu machen.

Inzwiſchen war die heiße Jahreszeit gekommen und ſeit dem Landexamen und den damaligen Sommerferien ſchon ein Jahr vergangen. Hans dachte gelegentlich daran, doch ohne ſonderliche Bewegung; er war ziemlich ſtumpf geworden. Gerne hätte er wieder angefangen zu angeln, doch wagte

er nicht den Vater darum zu bitten. Es plagte ihn, so oft er am Wasser stand, und manchmal verweilte er lang am Ufer, wo niemand ihn sah, und folgte mit heißen Augen den Bewegungen der dunkeln, lautlos schwimmenden Fische. Gegen Abend ging er täglich eine Strecke flußaufwärts zum Baden und da er dabei stets an dem kleinen Haus des Inspektors Geßler vorüber mußte, entdeckte er zufällig, daß die Emma Geßler, für die er vor drei Jahren geschwärmt hatte,. wieder zu Hause sei. Neugierig sah er ihr ein paarmal nach, aber sie gefiel ihm nimmer so gut wie früher. Damals war sie ein zartgliedriges, sehr feines Mädelchen gewesen, jetzt war sie gewachsen, hatte eckige Bewegungen und trug eine unkindliche, moderne Frisur, die sie vollends ganz entstellte. Auch die langen Kleider standen ihr nicht und ihre Versuche, damenhaft auszusehen, waren entschieden unglücklich. Hans fand sie lächerlich, zugleich aber tat es ihm leid, wenn er daran dachte, wie sonderbar süß und dunkel und warm ihm damals, so oft er sie sah, zu Mut gewesen war. Überhaupt — damals war doch alles anders gewesen, so viel schöner, so viel heiterer, so viel lebendiger! Seit langer Zeit wußte er von nichts als von

Latein, Geſchichte, Griechiſch, Examen, Seminar und Kopfweh. Damals aber hatte es Bücher mit Märchen und Bücher mit Räubergeſchichten gegeben, da hatte er im Gärtchen eine ſelberverfertigte Hammermühle laufen gehabt und abends die abenteuerlichen Geſchichten der Lieſe im Naſcholdiſchen Torweg mit angehört, da hatte er eine Zeitlang den alten Nachbar Großjohann, genannt Garibaldi, für einen Raubmörder angeſehen und von ihm geträumt und hatte das ganze Jahr hindurch ſich jeden Monat auf irgend etwas gefreut, bald auf das Heuen, bald auf den Kleeſchnitt, dann wieder auf das erſte Angeln oder Krebſen, auf Hopfenernte, Pflaumenſchütteln, Kartoffelfeuer, auf den Beginn des Dreſchens, und zwiſchenein noch extra auf jeden lieben Sonn- und Feiertag. Da hatte es noch eine Menge von Dingen gegeben, die ihn mit geheimnisvollem Zauber anzogen: Häuſer, Gaſſen, Treppen, Scheunenböden, Brunnen, Zäune, Menſchen und Tiere aller Art waren ihm lieb und bekannt oder rätſelhaft verlockend geweſen. Beim Hopfenpflücken hatte er mitgeholfen und zugehört wie die großen Mädchen ſangen, und hatte ſich Verſe aus ihren Liedern gemerkt, die meiſten zum Lachen drollig und einige aber

auch merkwürdig klagend, daß es einen beim Zuhören im Halse würgte.

Das alles war untergesunken und zu Ende gewesen, ohne daß er es damals gleich merkte. Zuerst hatten die Abende bei der Liese aufgehört, dann das Goldfallenfangen am Sonntag vormittag, dann das Märchenlesen, und so eins ums andere bis aufs Hopfenpflücken und die Hammermühle im Garten. O wo war das alles hingekommen?

Und es geschah, daß der frühreife Jüngling nun in seinen kranken Tagen eine unwirkliche zweite Kinderzeit erlebte. Sein von den Schulmännern um die Kindheit bestohlenes Gemüt floh jetzt mit plötzlich ausbrechender Sehnsucht in jene schönen dämmernden Jahre zurück und irrte verzaubert in einem Walde von Erinnerungen umher, deren Stärke und Deutlichkeit vielleicht krankhaft war. Er erlebte sie alle mit nicht weniger Wärme und Leidenschaft, als er sie früher in Wirklichkeit erlebt hatte, die betrogene und vergewaltigte Kindheit brach wie eine lang gehemmte Quelle in ihm auf.

– Wenn ein Baum entgipfelt wird, treibt er gern in Wurzelnähe neue Sprossen hervor, und so kehrt

oft auch eine Seele, die in der Blüte krank wurde und verdarb, in die frühlinghafte Zeit der Anfänge und ahnungsvollen Kindheit zurück, als könnte sie dort neue Hoffnungen entdecken und den abgebrochenen Lebensfaden aufs neue anknüpfen. Die Wurzelsproſſen geilen ſaftig und eilig auf, aber es iſt lediglich ein Scheinleben und es wird nie wieder ein Baum daraus.

Auch Hans Giebenrath erging es ſo und darum iſt es notwendig, ihm auf ſeinen Traumwegen im Kinderlande ein wenig zu folgen.

Das Giebenrathſche Haus ſtand nahe bei der alten ſteinernen Brücke und bildete die Ecke zwiſchen zwei ſehr verſchiedenartigen Gaſſen. Die eine, zu welcher das Haus gerechnet wurde und gehörte, war die längſte, breiteſte und vornehmſte der Stadt und hieß Gerbergaſſe. Die zweite führte jäh bergan, war kurz, ſchmal und elend und hieß „zum Falken", nach einem uralten, längſt eingegangenen Wirtshaus, deſſen Schild ein Falke geweſen war.

In der Gerbergaſſe wohnten Haus an Haus lauter gute, ſolide Altbürger, Leute mit eigenen Häuſern, eigenen Kirchplätzen und eigenen Gärten, die ſich hinterwärts in Terraſſen ſteil bergan zogen und deren Zäune an den Anno ſiebzig errichteten,

mit gelbem Ginster bewachsenen Bahndamm stießen. An Vornehmheit konnte mit der Gerbergasse nur noch der Marktplatz wetteifern, wo Kirche, Oberamt, Gericht, Rathaus und Dekanat standen und in ihrer reinlichen Würde durchaus einen städtisch noblen Eindruck machten. Amtshäuser hatte nun zwar die Gerbergasse keine, aber alte und neue Bürgerwohnungen mit stattlichen Haustüren, hübsche altmodische Fachwerkhäuschen, nette helle Giebel; und es verlieh ihr eine Fülle von Freundlichkeit, Behagen und Licht, daß sie nur eine Häuserreihe besaß, denn jenseits der Straße lief am Fuß einer mit Balkenbrüstungen versehenen Mauer der Fluß dahin.

War die Gerbergasse lang, breit, licht, geräumig und vornehm, so war der „Falken" das Gegenteil davon. Hier standen schiefe finstere Häuser mit fleckigem und bröckelndem Verputz, vorhängenden Giebeln, die an eingetriebene Hüte erinnerten, vielfach geborstenen und geflickten Türen und Fenstern, mit krummen Kaminen und schadhaften Dachrinnen. Die Häuser raubten einander Raum und Licht und die Gasse war schmal, wunderlich gebogen und in eine ewige Dämmerung gehüllt, die bei Regenwetter oder nach Sonnenuntergang sich in

eine feuchte, bösartige Finsternis verwandelte. Vor allen Fenstern war an Stangen und Schnüren stets eine Menge Wäsche aufgehängt; denn so klein und elend die Gasse war, so viele Familien hausten darin, von all den Aftermietern und Schlafgängern gar nicht zu reden. Alle Winkel der schiefen, alternden Häuser waren dicht bewohnt und Armut, Laster und Krankheit waren dort ansässig. Polizei und Spital hatte mit der ganzen übrigen Stadt nicht so viel zu tun wie mit den paar Falkenhäusern. Wenn der Typhus ausbrach, so war es dort, wenn einmal ein Totschlag geschah, so war es auch dort und wenn in der Stadt ein Diebstahl vorkam, suchte man zuerst im Falken. Umherziehende Hausierer hatten dort ihre Absteigequartiere, unter ihnen der drollige Putzpulverhändler Hottehotte und der Scherenschleifer Adam Hittel, dem man alle Verbrechen und Laster nachsagte.

In seinen ersten Schuljahren war Hans im Falken ein häufiger Gast gewesen. Zusammen mit einer zweifelhaften Rotte von strohblonden, abgerissenen Buben hatte er die Mordgeschichten der berüchtigten Lotte Frohmüller angehört. Diese

war das geschiedene Weib eines kleinen Gastwirts und hatte fünf Jahre Zuchthaus hinter sich; sie war seinerzeit eine bekannte Schönheit gewesen, hatte unter den Fabriklern eine große Zahl von Schätzen gehabt und zu öfteren Skandalen und Messerstechereien Anlaß gegeben. Nun lebte sie einsam und brachte ihre Abende nach Fabrikschluß mit Kaffeekochen und Geschichtenerzählen zu; dabei stand ihre Türe weit offen, und außer den Weibern und jungen Arbeitern hörte von der Schwelle aus stets auch eine Schar von Nachbarskindern ihr mit Entzücken und Grausen zu. Auf dem schwarzen Steinherdchen kochte das Wasser im Kessel, eine Unschlittkerze brannte daneben und beleuchtete zusammen mit dem blauen Kohlenfeuerchen den überfüllten, finsteren Raum mit abenteuerlichem Flackern, die Schatten der Zuhörer in ungeheuren Maßen an die Wand und Decke werfend und mit gespenstiger Bewegung erfüllend.

Dort machte der achtjährige Knabe die Bekanntschaft der beiden Brüder Finkenbein und unterhielt etwa ein Jahr lang, einem strengen väterlichen Verbot zum Trotz, eine Freundschaft mit ihnen. Sie hießen Dolf und Emil und waren die gerissensten Gassenbuben der Stadt, durch Obst-

diebſtähle und kleine Waldfrevel berühmt und vollendete Meiſter in unzähligen Geſchicklichkeiten und Streichen. Sie handelten nebenher mit Vogeleiern, Bleikugeln, jungen Raben, Staren und Haſen, legten verbotenerweiſe Nachtangeln und fühlten ſich in allen Gärten der Stadt wie zu Hauſe, denn kein Zaun war ſo ſpitzig und keine Mauer ſo dicht mit Glasſcherben beſteckt, daß ſie nicht leicht hinübergekommen wären.

Vor allem aber war es Hermann Rechtenheil, der im „Falken" wohnte und an welchen Hans ſich anſchloß. Er war eine Waiſe und ein krankes, frühreifes, ungewöhnliches Kind. Weil ſein eines Bein viel zu kurz war, mußte er beſtändig am Stock gehen und konnte nicht an den Gaſſenſpielen teilnehmen. Er war ſchmal und hatte ein farbloſes Leidensgeſicht mit vorzeitig herbem Munde und allzu ſpitzem Kinn. In allerlei Handfertigkeiten war er ungemein geſchickt, und namentlich hatte er eine gewaltige Leidenſchaft für das Angeln, die er auf Hans übertrug. Dieſer beſaß damals noch keine Fiſchkarte, ſie angelten aber trotzdem heimlich an verſteckten Orten, und wenn Jagen eine Freude iſt, ſo iſt bekanntlich Wildern ein Hochgenuß. Der krumme Rechtenheil lehrte Hans

die richtigen Ruten schneiden, Roßhaar flechten, Schnüre färben, Fadenschlingen drehen, Angelhaken schärfen. Er lehrte ihn auch aufs Wetter schauen, das Wasser beobachten und mit Kleie trüben, die rechten Köder wählen und sie richtig befestigen, er lehrte ihn die Fischarten unterscheiden, die Fische beim Angeln belauschen, die Schnur in richtiger Tiefe halten. Er teilte ihm ohne Worte und nur durch sein Beispiel und Dabeisein die Handgriffe und das feine Gefühl für den Augenblick des Anziehens oder Nachlassens mit und jene seltsame Empfindlichkeit der Hand, ohne welche kein feines Angeln möglich ist. Die schönen, in Läden käuflichen Ruten, Korke und Glasschnüre und all das künstliche Angelzeug verachtete und verhöhnte er mit Eifer und überzeugte Hans davon, daß man unmöglich mit einer Angel fischen könne, die man nicht in allen Teilen selber gemacht und zusammengesetzt habe.

Mit den Gebrüdern Finkenbein kam Hans in Zorn auseinander; der stille, lahme Rechtenheil verließ ihn ohne Hader. Er streckte sich eines Februartages in sein ärmliches Bettlein, legte seinen Krückstock über die Kleider auf den Stuhl, fing an zu fiebern und starb schnell und still hin-

weg; die Falkengaſſe vergaß ihn ſogleich und nur Hans behielt ihn noch lange in gutem Andenken.

Mit ihm war aber die Zahl der merkwürdigen Falkenbewohner noch lange nicht erſchöpft. Wer kannte nicht den wegen Trunkſucht entlaſſenen Briefträger Rötteler, der alle vierzehn Tage beſoffen auf der Straße lag oder nächtliche Skandale verführte, ſonſt aber gut wie ein Kind war und beſtändig voll Wohlwollen lächelte? Er ließ Hans aus ſeiner ovalen Doſe ſchnupfen, ließ ſich gelegentlich Fiſche von ihm ſchenken, briet ſie in Butter und lud Hans zum Miteſſen ein. Er beſaß einen ausgeſtopften Buſſard mit Glasaugen und eine alte Spieluhr, die mit dünnen, feinen Tönchen veraltete Tanzweiſen aufſpielte. Und wer kannte nicht den uralten Mechaniker Porſch, der immer Manſchetten trug, auch wenn er barfuß ging? Als der Sohn eines ſtrengen Landſchullehrers alter Schule konnte er die halbe Bibel und ein paar Ohren voll Sprichwörter und moraliſche Sentenzen auswendig; aber weder dies noch ſein ſchneeweißes Haar hinderte ihn, vor allen Weibern den Schwerenöter zu ſpielen und ſich häufig zu betrinken. Wenn er ein bißchen geladen hatte, ſaß er gern auf dem Prellſtein an

der Ecke des Giebenrathſchen Hauſes, rief alle Vorübergehenden mit Namen an und bediente ſie reichlich mit Sprüchen.

„Hans Giebenrath junior, mein teurer Sohn, höre was ich dir ſage! Wie ſpricht Sirach? Wohl dem, der nicht böſen Rat gibt und davon nicht ein böſes Gewiſſen hat! Gleichwie die grünen Blätter auf einem ſchönen Baum, etliche abfallen, etliche wieder wachſen, alſo geht es mit den Leuten auch: etliche ſterben, etliche werden geboren. So, nun kannſt du heimgehen, du Seehund.“

Dieſer alte Porſch ſtak, ſeiner frommen Sprüche unbeſchadet, voll von dunklen und ſagenhaften Berichten über Geſpenſter und dergleichen. Er kannte die Orte, wo ſolche umgingen und ſchwankte immer zwiſchen Glauben und Unglauben an ſeine eigenen Geſchichten. Meiſtens begann er ſie in zweifleriſchem, prahleriſch wegwerfendem Ton, als mache er ſich über die Geſchichte und über die Zuhörer luſtig, aber allmählich, während des Erzählens, duckte er ſich ängſtlich, ſenkte ſeine Stimme mehr und mehr und endete in einem leiſen, eindringlichen, gruſeligen Flüſterton.

Wie viel Unheimliches, Undurchſchauliches, dunkel Anreizendes enthielt die arme kleine Gaſſe!

In ihr hatte auch, nachdem ſein Geſchäft eingegangen und ſeine verwahrloſte Werkſtatt vollends verlottert war, der Schloſſer Brendle gewohnt. Er war halbe Tage lang an ſeinem Fenſterchen geſeſſen und hatte finſter in die lebhafte Gaſſe geblickt und zuweilen, wenn eins der abgeriſſenen, ungewaſchenen Kinder aus den Nachbarhäuſern ihm in die Hände fiel, hatte er es mit wüſter Schadenfreude gequält, an den Ohren und Haaren geriſſen und ihm den ganzen Leib blau gekniffen. Eines Tages aber hing er an ſeiner Treppe, an einem Stück Zinkdraht erhängt, und ſah ſo ſcheußlich aus, daß niemand ſich zu ihm getraute, bis der alte Mechaniker Porſch von hinten her den Draht mit einer Blechſchere abſchnitt, worauf die Leiche mit heraushängender Zunge vornüber fiel und die Treppe hinunterpolterte, mitten in die entſetzten Zuſchauer hinein.

So oft Hans aus der hellen, breiten Gerbergaſſe in den finſtern, feuchten Falken trat, überkam ihn mit der ſeltſamen ſtickigen Luft eine wonnevoll grauſige Beklemmung, eine Miſchung von Neugierde, Furcht, ſchlechtem Gewiſſen und ſeliger Abenteuerahnung. Der Falken war der einzige Ort, an welchem etwa noch ein Märchen,

ein Wunder, ein unerhörtes Schrecknis paſſieren konnte, wo Zauberei und Geſpenſterweſen glaubhaft und wahrſcheinlich war und wo man dieſelben ſchmerzhaft köſtlichen Schauder empfinden konnte wie beim Leſen der Sagen und der ſkandalöſen Reutlinger Volksbücher, welche von den Lehrern konfisziert wurden und die Schandtaten und Beſtrafungen des Sonnenwirtle, des Schinderhannes, des Meſſerkarle, des Poſtmichels und ähnlicher dunkler Helden, Schwerverbrecher und Abenteurer berichteten.

Außer dem Falken gab es aber noch einen Ort, wo es anders war als überall, wo man etwas erleben und hören und ſich auf dunklen Böden und in ungewöhnlichen Räumen verlieren konnte. Das war die nahe, große Gerberei, das alte rieſige Haus, wo auf halbdunklen Böden die großen Häute hingen, wo es im Keller verdeckte Gruben und verbotene Gänge gab und wo abends die Lieſe allen Kindern ihre ſchönen Märchen erzählte. Es ging dort ſtiller, freundlicher und menſchlicher zu als im Falken drüben, aber nicht minder rätſelhaft. Das Walten der Gerbergeſellen in den Gruben, im Keller, im Lohgarten und auf den Eſtrichen war ſeltſam und eigen-

tümlich, die großen gähnenden Räume waren still und ebenso anziehend wie unheimlich, der gewaltige und mürrische Hausherr ward wie ein Menschenfresser gefürchtet und gescheut und die Liese ging in dem merkwürdigen Hause umher wie eine Fee, allen Kindern, Vögeln, Katzen und Hündlein eine Schützerin und Mutter, voll von Güte und voll von wunderseltsamen Märchen und Liederversen.

In dieser ihm längst entfremdeten Welt bewegten sich jetzt die Gedanken und Träume des Knaben. Aus seiner großen Enttäuschung und Hoffnungslosigkeit floh er in die vergangene gute Zeit zurück, da er noch voll von Hoffnungen gewesen war und die Welt vor sich hatte stehen sehen wie einen riesengroßen Zauberwald, welcher grausige Gefahren, verwunschene Schätze und smaragdene Schlösser in seiner undurchdringlichen Tiefe verbarg. Ein kleines Stück war er in diese Wildnis vorgedrungen, aber er war müde geworden, ehe die Wunder kamen, und stand nun wieder am rätselvoll dämmernden Eingang, diesmal als ein Ausgeschlossener, in müßiger Neugier.

Ein paarmal suchte Hans den „Falken" wieder auf. Er fand daselbst die alte Dämmerung und

den alten üblen Geruch, die alten Winkel und lichtlosen Treppenhäuser; es saßen wieder greise Männer und Weiber vor den Türen und ungewaschene, strohblonde Kinder trieben sich mit Geschrei herum. Der Mechaniker Porsch war noch älter geworden und kannte Hans nicht mehr und antwortete auf seinen schüchternen Gruß nur mit einem höhnischen Meckern. Der Großjohann, genannt Garibaldi, war gestorben und ebenso die Lotte Frohmüller. Der Briefträger Rötteler war noch da. Er klagte, die Buben hätten ihm seine Spieluhr kaput gemacht, er bot ihm zu schnupfen an und versuchte dann ihn anzubetteln; schließlich erzählte er von den Brüdern Finkenbein, der eine sei jetzt in der Zigarrenfabrik und saufe bereits wie ein Alter, der andere sei nach einer Kirchweihstecherei auf und davon und fehle schon seit einem Jahr. Alles machte einen kläglichen und kümmerlichen Eindruck.

Und einmal ging er am Abend in die Gerberei hinüber. Es zog ihn durch den Torweg und über den feuchten Hof, als läge in dem großen alten Hause seine Kindheit verborgen, mit allen ihren verloren gegangenen Freuden.

Über die krumme Treppe und den gepflasterten Öhrn kam er an die finstere Treppe, tastete sich

zum Estrich durch, wo die Häute aufgespannt hingen, und sog dort mit dem scharfen Ledergeruch eine ganze Wolke plötzlich hervorstürmender Erinnerungen ein. Er stieg wieder herab und suchte den hinteren Hof auf, wo die Lohgruben und die schmal überdachten, hohen Gerüste zum Trocknen der Lohkäse waren. Richtig saß auf der Mauerbank die Liese, hatte einen Korb Erdäpfel zum Schälen vor und ein paar horchende Kinder um sich herum.

Hans blieb in der dunklen Türe stehen und lauschte hinüber. Ein großer Friede erfüllte den eindämmernden Gerbergarten und außer dem schwachen Rauschen des Flusses, der hinter der Hofmauer vorüberzog, hörte man nur das Messer der Liese beim Kartoffelschälen knirschen und ihre Stimme, die erzählte. Die Kinder saßen ganz ruhig kauernd und regten sich kaum. Sie erzählte die Geschichte vom Sankt Christoffel, wie in der Nacht ihn eine Kindesstimme über den Strom ruft.

Hans hörte eine Weile zu, dann ging er leise durch den schwarzen Öhrn zurück und nach Hause. Er spürte, daß er doch nicht wieder ein Kind werden und abends im Gerbergarten bei der Liese sitzen konnte, und er mied nun wieder das Gerberhaus so gut wie den Falken.

Sechstes Kapitel

Es ging schon stark in den Herbst hinein. Aus den schwarzen Tannenwäldern leuchteten die vereinzelten Laubbäume gelb und rot wie Fackeln, die Schluchten hatten schon starke Nebel und der Fluß dampfte morgens in der Kühle.

Noch immer streifte der blasse Exseminarist tagtäglich im Freien umher, war unlustig und müde und floh das bißchen Umgang, das er hätte haben können. Der Arzt verschrieb Tropfen, Lebertran, Eier und kalte Waschungen.

Es war kein Wunder, daß alles nicht recht helfen wollte. Jedes gesunde Leben muß einen Inhalt und ein Ziel haben und das war dem jungen Giebenrath verloren gegangen. Nun war sein Vater entschlossen, ihn entweder Schreiber werden oder ein Handwerk lernen zu lassen. Der Junge war zwar noch schwächlich und sollte erst

noch ein wenig mehr zu Kräften kommen, doch konnte man jetzt nächstens daran denken, Ernst mit ihm zu machen.

Seit die ersten verwirrenden Eindrücke sich gemildert hatten und seit er auch an den Selbstmord selber nicht mehr glaubte, war Hans aus den erregten und wechselreichen Angstzuständen in eine gleichmäßige Melancholie hinübergeraten, in die er langsam und wehrlos wie in einen weichen Schlammboden versank.

Nun lief er in den Herbstfeldern umher und erlag dem Einfluß der Jahreszeit. Die Neige des Herbstes, der stille Blätterfall, das Braunwerden der Wiesen, der dichte Frühnebel, das reife, müde Sterbenwollen der Vegetation trieb ihn, wie alle Kranken, in schwere, hoffnungslose Stimmungen und traurige Gedanken. Er fühlte den Wunsch, mit zu vergehen, mit einzuschlafen, mit zu sterben, und litt darunter, daß seine Jugend dem widersprach und mit stiller Zähigkeit am Leben hing.

Er schaute den Bäumen zu, wie sie gelb wurden, braun wurden, kahl wurden, und dem milchweißen Nebel, der aus den Wäldern rauchte, und den Gärten, in welchen nach der letzten Obstlese das Leben erlosch und niemand mehr nach

den farbig verblühenden Aſtern ſah, und dem Fluſſe, in welchem Bad und Fiſcherei ein Ende hatte, der mit dürren Blättern bedeckt war und an deſſen froſtigen Ufern nur noch die zähen Gerber aushielten. Seit einigen Tagen führte er Maſſen von Moſttrebern mit ſich, denn auf den Kelterplätzen und in allen Mühlen war man jetzt fleißig am Moſten und in der Stadt zog der Geruch von Obſtſaft leiſe gärend durch alle Gaſſen.

In der untern Mühle hatte auch der Schuhmacher Flaig eine kleine Preſſe gemietet und lud Hans zum Moſten ein.

Auf dem Vorplatz der Mühle ſtanden große und kleine Moſtkeltern, Wagen, Körbe und Säcke voll Obſt, Zuber, Bütten, Kübel und Fäſſer, ganze Berge von braunen Trebern, hölzerne Hebel, Schubkarren, leere Gefährte. Die Keltern arbeiteten, knirſchten, quietſchten, ſtöhnten, meckerten. Die meiſten waren grün lackiert und dies Grün mit dem Braungelb der Treber, den Farben der Apfelkörbe, dem hellgrünen Fluß, den barfüßigen Kindern und der klaren Herbſtſonne zuſammen gab jedem, der es ſah, einen verlockenden Eindruck von Freude, Lebensluſt und Überfluß. Das Knirſchen der zermalmten Äpfel klang herb und

appetitreizend; wer herzukam und es hörte, mußte ſchnell einen Apfel in die Fauſt nehmen und anbeißen. Aus den Röhren floß in dickem Strahl der ſüße junge Moſt, rotgelb und in der Sonne lachend; wer herzukam und es anſah, mußte um ein Glas bitten und ſchnell eine Probe koſten, dann blieb er ſtehen, bekam feuchte Augen und fühlte einen Strom von Süßigkeit und Wohlbehagen durch ſich hindurchgehen. Und dieſer ſüße Moſt erfüllte die Luft weitherum mit ſeinem frohen, ſtarken, köſtlichen Geruch. Dieſer Duft iſt eigentlich das Feinſte vom ganzen Jahr, der Inbegriff von Reife und Ernte, und es iſt gut, ihn ſo vor dem nahen Winter einzuſaugen, denn dabei erinnert man ſich mit Dankbarkeit an eine Menge von guten, wunderbaren Dingen: an ſanfte Maienregen, rauſchende Sommerregen, kühlen Herbſtmorgentau, an zärtlichen Frühlingsſonnenſchein und glaſtend heißen Sommerbrand, an die weiß und roſenrot leuchtende Bluſt und an den reifen, rotbraunen Glanz der Obſtbäume vor der Ernte und zwiſchenein an alles Schöne und Freudige, was ſo ein Jahreslauf mitgebracht hat.

Das waren Glanztage für jedermann. Die Reichen und Protzen, ſo weit ſie ſich herabließen,

persönlich zu erscheinen, wogen ihren feinen, feisten Apfel in der Hand, zählten ihr Dutzend Säcke oder mehr, probierten mit einem silbernen Taschenbecher und ließen jeden hören, in ihren Most käme kein Tropfen Wasser. Die Armen hatten nur einen einzigen Obstsack, probierten mit Gläsern oder irdenen Schüsseln, taten Wasser dazu und waren darum nicht minder stolz und fröhlich. Wer aus irgend welchen Gründen gar nicht mosten konnte, der lief bei seinen Bekannten und Nachbarn von Presse zu Presse, bekam überall ein Glas eingeschenkt und einen Apfel eingesteckt und bewies durch Kennersprüche, daß er auch sein Teil von der Sache verstehe. Die vielen Kinder aber, arm oder reich, liefen mit kleinen Bechern herum, hatten jedes einen angebissenen Apfel und jedes ein Stück Brot in der Hand, denn es ging seit alten Zeiten die unbegründete Sage, wenn man beim Mosten ordentlich Brot esse, bekomme man nachher kein Bauchweh.

Hundert Stimmen schrieen durcheinander, vom Kinderspektakel gar nicht zu reden, und alle diese Stimmen waren geschäftig, aufgeregt und fröhlich.

„Komm, Hannes, daher! Zu mir! Bloß a Glas!“

„Dank recht ſcheen, i hab' ſchon 's Grimmen."

„Was haſt für'n Zentner 'zahlt?"

„Vier Mark. Aber prima. Da probier'!"

Zuweilen paſſierte ein kleines Malheur. Ein Sack Äpfel ging zu früh auf und alles rollte auf den Boden.

„Sternſakrament, meine Äpfel! Helfet auch, Leute!"

Alles half aufleſen und nur ein paar Lausbuben verſuchten dabei ſich zu bereichern.

„Nix einſtecken, ihr Luder! Freſſen könnet ihr ſoviel 'neingeht, aber nix einſtecken. Wart, Gutedel du, dalketer!"

„He, Herr Nachbar, no net ſo ſtolz! Da probieren Se emol!"

„Wie Honig! Akrat wie Honig. Wieviel machet Se denn?"

„Zwei Fäßle, meh net, aber kein' ſchlechten."

„'s iſch no guet, daß mer net im Hochſommer moſtet, ſonſcht tät mer älles grad ſaufa."

Auch heuer ſind die paar grämlichen alten Leute da, die nicht fehlen dürfen. Sie moſten ſelber ſchon lang nicht mehr, aber ſie verſtehen alles beſſer und erzählen von Anno Duback, wo man das Obſt ſo gut wie geſchenkt bekam. Alles war

ſo viel billiger und beſſer, von Zuckerdazutun wußte man noch gar nix, und überhaupt haben die Bäume damals ganz anders getragen.

„Do hat mer no von ere Ernt' rede könne. I han a Epfelbeimle g'het, das hot allei ſeine ſeif Zentner g'ſchmiſſa."

Aber ſo ſchlecht auch die Zeiten geworden ſind, die grämlichen Alten helfen doch auch heuer ausgiebig probieren und die noch Zähne haben, von denen kaut jeder an ſeinem Apfel herum. Einer hat ſogar ein paar große Wadelbirnen gezwungen und elend das Grimmen bekommen.

„I ſags ja," räſonniert er, „früher han i von dene meine zehn Stück g'eſſa." Und er gedenkt unter ungeheuchelten Seufzern an die Zeiten, da er noch zehn Wadelbirnen freſſen konnte, ehe er 's Grimmen bekam.

Mitten in dem Gewühl hatte Herr Flaig ſeine Preſſe ſtehen und ließ ſich vom älteren Lehrbuben helfen. Er bezog ſeine Äpfel aus dem Badiſchen und ſein Moſt war immer vom beſten. Er war ſtillvergnügt und verwehrte niemand, ein „Verſucherle" zu nehmen. Noch vergnügter waren ſeine Kinder,

die ſich rundum trieben und ſelig im Schwarme mitſchwammen. Aber am vergnügteſten, wenn auch ſtillerweiſe, war ſein Lehrbub. Dem tat es in allen Knochen wohl, daß er ſich wieder einmal im Freien kräftig regen und ausſchaffen konnte, denn er ſtammte vom Wald oben herunter aus einem armen Bauernhaus, und auch der gute Süße ging ihm köſtlich ein. Sein geſundes Bauernbubengeſicht grinſte wie eine Satyrmaske und ſeine Schuſtershände waren ſauberer als je am Sonntag.

Als Hans Giebenrath auf den Platz kam, war er ſtill und ängſtlich; er war nicht gern gekommen. Aber gleich an der erſten Preſſe wurde ihm ein Becher entgegengeſtreckt und zwar von Naſcholds Lieſe. Er probierte, und beim Schlucken kam mit dem ſüßen, kraftvollen Moſtgeſchmack eine Menge von lachenden Erinnerungen an frühere Herbſte über ihn und zugleich ein zaghaftes Verlangen, wieder einmal ein bißchen mitzumachen und luſtig zu ſein. Bekannte ſprachen ihn an, Gläſer wurden ihm angeboten, und als er bei der Flaigſchen Preſſe angekommen war, hatte die allgemeine Fröhlichkeit und das Getränk ihn ſchon gepackt und verwandelt. Ganz fidel begrüßte er den Schuſter und machte ein paar von den üblichen

Moſtwitzen. Der Meiſter verbarg ſein Erſtaunen und hieß ihn fröhlich willkommen.

Eine halbe Stunde war vergangen, da kam ein Mädchen in einem blauen Rock daher, lachte den Flaig und ſeinen Lehrbuben an und fing an mitzuhelfen.

„Ja ſo,“ ſagte der Schuhmacher, „das iſt meine Nichte aus Heilbronn. Die iſt freilich an ein anderes Herbſten gewöhnt, wo's bei ihr daheim den vielen Wein gibt.“

Sie war vielleicht achtzehn oder neunzehn Jahre alt, beweglich und luſtig wie die Unterländer ſind, nicht groß, aber wohlgebaut und von vollen Formen. Luſtig und geſcheit waren im runden Geſicht die dunklen, warm blickenden Augen und der hübſche, küſſige Mund, und alles in allem ſah ſie zwar wie eine geſunde und heitere Heilbronnerin, aber gar nicht wie eine Verwandte des frommen Schuſtermeiſters aus. Sie war durchaus von dieſer Welt und ihre Augen ſahen nicht aus wie ſolche, die am Abend und in der Nacht in der Bibel und in Goßners Schatzkäſtlein zu leſen pflegen.

Hans ſah plötzlich wieder bekümmert aus und wünſchte inbrünſtig, die Emma möchte bald wieder gehen. Sie blieb aber da und lachte und ſchwatzte

und wußte auf jeden Witz eine flotte Antwort, und Hans ſchämte ſich und wurde ganz ſtill. Mit jungen Mädchen umzugehen, zu denen er Sie ſagen mußte, war ihm ohnehin entſetzlich, und dieſe war ſo lebendig und ſo geſprächig und machte ſich aus ſeiner Gegenwart und aus ſeiner Schüchternheit ſo wenig, daß er unbehilflich und ein wenig beleidigt die Fühler einzog und ſich verkroch, wie eine vom Wagenrad geſtreifte Wegſchnecke. Er hielt ſich ſtill und verſuchte auszuſehen wie einer, der ſich langweilt; doch gelang es ihm nicht und er machte ſtatt deſſen ein Geſicht, als wäre ihm ſoeben jemand geſtorben.

Niemand hatte Zeit darauf zu achten, die Emma ſelber am wenigſten. Sie war, wie Hans zu hören bekam, ſeit vierzehn Tagen bei Flaigs zu Beſuch, aber ſie kannte ſchon die ganze Stadt. Bei hoch und nieder lief ſie herum, probierte den Neuen, witzelte und lachte ein wenig, kam wieder zurück und tat ſo, als ſchaffe ſie eifrig mit, nahm die Kinder auf den Arm, verſchenkte Äpfel und verbreitete lauter Gelächter und Luſt um ſich her. Sie rief jeden Gaſſenbuben an: „Willſt en Epfel?“ Dann nahm ſie einen ſchönen, rotbackigen, ſtreckte die Hände hinter den Rücken und ließ raten:

„rechts oder links?“; aber der Apfel war nie in der richtigen Hand und erſt wenn die Buben zu ſchimpfen anfingen, gab ſie einen Apfel her, aber einen kleineren und grünen. Sie ſchien auch über Hans unterrichtet, fragte ihn, ob er der ſei, der immer Kopfweh habe und war aber, ehe er antworten konnte, ſchon in ein anderes Geſpräch mit Nachbarsleuten verwickelt.

Schon hatte Hans im Sinn, ſich zu drücken und heimzugehen, da gab ihm Flaig den Hebel in die Hand.

„So, jetzt kannſt du ein wenig weitermachen; die Emma hilft dir. Ich muß in die Werkſtatt.“

Der Meiſter ging, der Lehrling war beauftragt, mit der Meiſterin den Moſt wegzutragen, und Hans war mit der Emma allein an der Preſſe. Er biß auf die Zähne und ſchaffte wie ein Feind.

Da wollte ihn wundern, warum der Hebel ſo ſchwer ginge, und als er aufſchaute, brach das Mädchen in ein helles Gelächter aus. Sie hatte ſich zum Spaß dagegen geſtemmt und als Hans jetzt wütend wieder anzog, tat ſie es noch einmal.

Er ſagte kein Wort. Aber während er den Hebel ſchob, welchem jenſeits der Leib des Mädchens widerſtand, wurde ihm plötzlich ſchamhaft

beklommen zumut und allmählich hörte er ganz auf, weiterzudrehen. Eine süße Angst überkam ihn und als ihm das junge Ding keck ins Gesicht lachte, erschien sie ihm auf einmal verändert, befreundeter und doch fremder, und nun lachte auch er ein wenig, ungeschickt vertraulich.

Und dann ruhte der Hebel vollends ganz.

Und die Emma sagte: „Wir wollen uns nicht so abrackern," und gab ihm das halbvolle Glas herüber, aus dem sie gerade selber getrunken hatte.

Dieser Schluck Most schien ihm sehr stark und süßer als der vorige, und als er ihn getrunken hatte, sah er verlangend ins leere Glas und wunderte sich, wie heftig sein Herz schlug und wie schwer ihm das Atmen wurde.

Darauf arbeiteten sie wieder ein bißchen und Hans wußte nicht was er tat, als er versuchte, sich so aufzustellen, daß der Rock des Mädchens ihn streifen mußte und ihre Hand die seinige berührte. So oft dies aber geschah, stockte ihm das Herz in angstvoller Wonne und kam eine wohlig süße Schwäche über ihn, daß seine Knie ein wenig zitterten und in seinem Kopf ein schwindliges Sausen erklang.

Was er sagte, wußte er nicht, aber er stand

ihr Red' und Antwort, lachte, wenn ſie lachte, drohte ihr ein paarmal mit dem Finger, wenn ſie dummes Zeug trieb, und trank noch zweimal aus ihrer Hand ein Glas leer. Zugleich jagte ein ganzes Heer von Erinnerungen an ihm vorüber: Dienſtmägde, die er abends mit Männern in den Haustüren hatte ſtehen ſehen, ein paar Sätze aus Geſchichtenbüchern, der Kuß, den ihm Hermann Heilner ſeinerzeit gegeben hatte, und eine Menge von Worten, Erzählungen und dunkeln Schülergeſprächen über „die Mädle“ und „wie's iſt, wenn man a Schätzle hat“. Und er atmete ſo ſchwer wie ein Gaul beim Bergaufziehen.

Alles war verwandelt. Die Leute und das Treiben rundherum war zu einem farbig lachenden Wolkenweſen aufgelöſt. Die einzelnen Stimmen, Flüche und Gelächter gingen in einem allgemeinen trüben Brauſen unter, der Fluß und die alte Brücke ſahen ferne und wie gemalt aus.

Auch Emma hatte ein anderes Ausſehen. Er ſah ihr Geſicht nicht mehr — nur noch die dunklen frohen Augen und einen roten Mund, weiße ſpitze Zähne dahinter; ihre Geſtalt zerfloß und er ſah nur noch einzelnes davon — bald einen Halb-

ſchuh mit ſchwarzem Strumpf darüber, bald ein verirrtes Lockengehängſel im Nacken, bald einen ins blaue Tuch hinein verſchwindenden, gebräunten, runden Hals, bald die ſtraffen Achſeln und darunter das atmende Wogen, bald ein rötlich durchſcheinendes Ohr.

Und nach wieder einer Weile ließ ſie das Trinkglas in den Zuber fallen und bückte ſich danach, und dabei drückte am Rand des Zubers ihr Knie gegen ſein Handgelenk. Und er bückte ſich auch, aber langſamer, und berührte faſt mit ſeinem Geſicht ihr Haar. Das Haar hatte einen ſchwachen Duft und darunter, im Schatten loſer, krauſer Löckchen, glänzte warm und braun ein ſchöner Nacken und verlief in die blaue Taille, deren ſtark angeſpannte Haften ihn noch ein Stück weit im Ritz durchſcheinen ließen.

Als ſie ſich wieder aufrichtete, und als dabei ihr Knie ſeinen Arm entlang gleitete, und ihr Haar ihm die Backen ſtreifte, und ſie vom Bücken ganz rot geworden war, lief ein heftiger Schauder Hans durch alle Glieder. Er wurde blaß und hatte einen Augenblick das Gefühl einer tiefen, tiefen Müdigkeit, ſo daß er ſich an der Preßſchraube feſthalten mußte. Sein Herz ging zuckend auf

und ab und die Arme wurden ſchwach und taten ihm in den Achſeln weh.

Von da an ſprach er faſt kein Wort mehr und vermied den Blick des Mädchens. Dafür ſah er ſie, ſobald ſie wegſchaute, ſtarr und mit einer Miſchung von ungekannter Luſt und böſem Gewiſſen an. In dieſer Stunde zerriß etwas in ihm und tat ein neues, fremdartig verlockendes Land mit fernen blauen Küſten ſich vor ſeiner Seele auf. Er wußte noch nicht oder ahnte nur, was die Bangnis und ſüße Qual in ihm bedeute, und wußte auch nicht, was größer in ihm war, Pein oder Luſt.

Die Luſt aber bedeutete den Sieg ſeiner jungen Liebeskraft und das erſte Ahnen vom gewaltigen Leben, und die Pein bedeutete, daß der Morgenfriede gebrochen war und daß ſeine Seele das Land der Kindheit verlaſſen hatte, das man nicht wiederfindet. Sein leichtes Schifflein, knapp dem erſten Schiffbruch entronnen, war nun in die Gewalt neuer Stürme und in die Nähe wartender Untiefen und halsbrechender Klippen geraten, durch welche auch die beſtgeleitete Jugend keinen Führer hat, ſondern aus eigenen Kräften Weg und Rettung finden muß.

Es war gut, daß nun der Lehrbub wiederkam und ihn an der Preſſe ablöſte. Hans blieb noch eine Weile da. Er hoffte noch auf eine Berührung oder ein freundliches Wort von Emma. Dieſe plauderte wieder an fremden Keltern herum. Und da Hans ſich vor dem Lehrling genierte, drückte er ſich nach einer Viertelſtunde nach Hauſe, ohne Adieu zu ſagen.

Alles war ſonderbar anders geworden, ſchön und erregend. Die von den Trebern feiſt gewordenen Sperlinge ſchoſſen lärmend durch den Himmel, der noch nie ſo hoch und ſchön und ſo ſehnſüchtig blau geweſen war. Niemals hatte der Fluß einen ſo reinen, grünblauen, lachenden Spiegel gehabt, noch ein ſo blendend weißes, brauſendes Wehr. Alles ſchien gleich zieren Bildern neu bemalt hinter klaren, friſchen Glasſcheiben zu ſtehen. Alles ſchien auf den Beginn eines großen Feſtes zu warten. Auch in der eigenen Bruſt empfand er ein beengend ſtarkes, banges und ſüßes Wogen ſeltſam verwegener Gefühle und ungewöhnlicher, greller Hoffnungen, zuſammen mit einer ſchüchtern zweifelnden Angſt, es ſei nur ein Traum und könne niemals wahr werden. Anſchwellend wurden dieſe zwieſpältigen Empfindungen zu einem

dunkel auftreibenden Quell, zu einem Gefühl, als wolle etwas allzu Starkes ſich in ihm losmachen und Luft gewinnen — vielleicht ein Schluchzen, vielleicht ein Singen, Schreien oder lautes Lachen. Erſt zu Hauſe beruhigte ſich dieſe Erregung ein wenig. Dort war freilich alles wie immer.

„Wo kommſt denn her?“ fragte Herr Giebenrath.

„Vom Flaig an der Mühle.“

„Wie viel hat der gemoſtet?“

„Zwei Faß, glaub ich.“

Er bat, die Flaigſchen Kinder einladen zu dürfen, wenn der Vater ans Moſten käme.

„Verſteht ſich,“ brummte der Papa. „Ich mach's nächſte Woche. Hol ſie dann nur!“

Es war noch eine Stunde bis zum Abendeſſen. Hans ging in den Garten hinaus. Außer den beiden Tannen war wenig Grünes mehr da. Er riß eine Haſelgerte ab, ließ ſie durch die Luft ſauſen und ſtörte mit ihr im welken Laub herum. Die Sonne war ſchon hinter'm Berg, deſſen ſchwarzer Umriß mit haarfein gezeichneten Tannenſpitzen den grünlich blauen, feuchtklaren Späthimmel durchſchnitt. Eine graue, langgeſtreckte Wolke, gelb und bräunlich angeglüht, ſchwamm langſam und wohlig

wie ein heimkehrendes Schiff durch die dünne, goldige Luft talaufwärts.

Von der reifen, farbig ſatten Schönheit des Abends in einer ſeltſamen, ihm fremden Weiſe ergriffen, ſchlenderte Hans durch den Garten. Zuweilen blieb er ſtehen, ſchloß die Augen und verſuchte ſich die Emma vorzuſtellen, wie ſie ihm an der Preſſe gegenüber geſtanden war, wie ſie ihn aus ihrem Becher hatte trinken laſſen, wie ſie ſich über die Kufe gebückt und errötend wieder erhoben hatte. Er ſah ihre Haare, ihre Figur im engen blauen Kleid, ihren Hals und von dunklen Härchen braun verſchatteten Nacken, und alles erfüllte ihn mit Luſt und Zittern, nur ihr Geſicht konnte er ſich durchaus nicht mehr vorſtellen.

Als die Sonne drunten war, ſpürte er die Kühle nicht und empfand die vorſchreitende Dämmerung wie einen Schleier voll von Heimlichkeiten, für die er keine Namen wußte. Denn er begriff zwar, daß er ſich in die Heilbronnerin verliebt habe, aber das Arbeiten der erwachenden Männlichkeit in ſeinem Blute begriff er nur dunkel als einen ungewohnten, gereizten und müdemachenden Zuſtand.

Beim Abendeſſen war es ihm ſonderbar, mit

seinem verwandelten Wesen mitten in der altgewohnten Umgebung zu sitzen. Der Vater, die alte Magd, Tisch und Geräte und das ganze Zimmer kam ihm plötzlich altgeworden vor und er sah alles mit einem Gefühl von Erstaunen, Fremdheit und Zärtlichkeit an, als sei er soeben von einer langen Reise heimgekehrt. Damals, als er mit seinem mörderlichen Aste liebäugelte, hatte er dieselben Menschen und Sachen mit der wehmütig überlegenen Empfindung eines Abschiednehmenden betrachtet, jetzt war's ein Zurückkehren, Erstaunen, Lächeln, Wiederbesitzen.

Man hatte gegessen und Hans wollte schon aufstehen, da sagte sein Vater in seiner kurzen Art: „Magst du gern Mechaniker werden, Hans, oder lieber ein Schreiber?"

„Wieso?" fragte Hans erstaunt zurück.

„Du könntest Ende nächster Woche beim Mechaniker Schuler eintreten, oder übernächste Woche auf dem Rathaus als Lehrling. Überleg' dir's ordentlich! Wir reden dann morgen darüber."

Hans stand auf und ging hinaus. Die plötzliche Frage hatte ihn verwirrt und geblendet. Unerwartet stellte sich das tägliche, tätige, frische Leben vor ihn hin, dem er seit Monaten fremd geworden

war, hatte ein lockendes Gesicht und ein drohendes Gesicht, versprach und forderte. Eine rechte Lust hatte er weder zum Mechaniker noch zum Schreiber. Die strenge körperliche Arbeit beim Handwerk schreckte ihn ein wenig. Da fiel ihm sein Schulfreund August ein, der ja Mechaniker geworden war und den er fragen konnte.

Während er der Sache nachdachte, wurden seine Vorstellungen trüber und blasser, die Angelegenheit schien ihm doch nicht so gar eilig und wichtig. Etwas anderes trieb und beschäftigte ihn, er schritt unruhig die Hausflur auf und ab und plötzlich nahm er seinen Hut, verließ das Haus und ging langsam auf die Gasse hinaus. Es war ihm eingefallen, er müsse heute die Emma noch einmal sehen.

Es dunkelte schon. Aus einem nahen Wirtshaus tönte Geschrei und heiseres Singen herüber. Manche Fenster waren beleuchtet, da und dort entzündete sich eins und wieder eins und legte einen schwachen roten Schein in die dunkle Luft. Eine lange Reihe junger Mädchen, Arm in Arm, flanierte unter lautem Gelächter und Gerede fröhlich gaßab, schwankte im unsicheren Licht und lief wie eine warme Woge von Jugend und Lust durch

die entſchlummernden Gaſſen. Hans ſah ihnen lange nach, das Herz ſchlug ihm bis in den Hals. Hinter einem mit Gardinen verhängten Fenſter hörte man Geige ſpielen. Am Brunnen wuſch ein Weib Salat. Auf der Brücke ſpazierten zwei Burſchen mit ihren Schätzen. Der eine hielt ſein Mädchen loſe an der Hand, ſchlenkerte ihren Arm und rauchte ſeine Zigarre. Das zweite Paar ging langſam und engverſchlungen weiter, der Burſch umfaßte die Hüfte des Mädchens und ſie drückte Schulter und Kopf feſt gegen ſeine Bruſt. Hans hatte das hundertmal geſehen und nicht beachtet. Jetzt hatte es einen heimlichen Sinn, eine unklare, aber lüſtern ſüße Bedeutung; ſein Blick blieb auf der Gruppe ruhen und ſeine Phantaſie drängte ahnend einem nahen Verſtändnis entgegen. Beklommen und im Innerſten aufgerüttelt fühlte er ſich einem großen Geheimnis nahe, von dem er nicht wußte, ob es köſtlich oder ſchrecklich wäre, aber von beidem empfand er bebend etwas voraus.

Vor dem Flaigſchen Häuschen machte er Halt und fand nicht den Mut einzutreten. Was ſollte er drinnen tun und ſagen? Er mußte daran denken, wie er als ein Bub von elf und zwölf

Jahren oft hierher gekommen war; dann hatte Flaig ihm biblische Geschichten erzählt und seinen stürmisch neugierigen Fragen über die Hölle, den Teufel und die Geister standgehalten. Diese Erinnerungen waren unbequem und gaben ihm ein schlechtes Gewissen. Er wußte nicht, was er tun wollte, er wußte nicht einmal, was er eigentlich wünschte, doch wollte ihm scheinen, er stehe vor etwas Heimlichem und Verbotenem. Es schien ihm unrecht gegen den Schuhmacher zu sein, daß er im Finstern vor seiner Türe stand, ohne einzutreten. Und wenn jener ihn dastehen sähe oder jetzt aus der Türe träte, würde er ihn wahrscheinlich nicht einmal schelten, sondern auslachen, und davor graute ihm am meisten.

Er schlich sich hinter das Haus und konnte nun vom Gartenzaun aus in die erleuchtete Wohnstube hineinsehen. Den Meister sah er nicht. Die Frau schien etwas zu nähen oder zu stricken, der älteste Knabe war noch auf und saß lesend am Tisch. Die Emma ging hin und her, offenbar mit Aufräumen beschäftigt, so daß er sie immer nur für Augenblicke zu sehen bekam. Es war so still, daß man jeden fernsten Schritt in der Gasse und jenseits des Gartens das leise Strömen des

Fluſſes deutlich hören konnte. Die Dunkelheit und Nachtkühle nahm eilig zu.

Neben den Wohnzimmerfenſtern lag ein kleineres Flurfenſter dunkel. Nach einer langen Weile erſchien an dieſem Fenſterchen eine undeutliche Geſtalt, lehnte ſich heraus und blickte in die Dunkelheit. Hans erkannte an der Figur, daß es Emma war, und vor banger Erwartung ſtand ihm das Herz ſtill. Sie blieb im Fenſter ſtehen, lang und ruhig herüberblickend, doch wußte er nicht, ob ſie ihn ſehe und erkenne. Er regte kein Glied und ſchaute ſtarr zu ihr hinüber, mit ungewiſſem Zagen zugleich hoffend und fürchtend, ſie möchte ihn erkennen.

Und die undeutliche Geſtalt verſchwand wieder aus dem Fenſter, gleich darauf klinkte die kleine Gartentüre und Emma kam aus dem Hauſe. Hans wollte im erſten Schrecken auf und davon, blieb aber willenlos am Zaun lehnen und ſah das Mädchen langſam ihm entgegen durch den dunklen Garten ſchreiten, und bei jedem ihrer Schritte trieb es ihn, davonzulaufen, und hielt etwas Stärkeres ihn zurück.

Nun ſtand Emma gerade vor ihm, keinen halben Schritt entfernt, nur der niedrige Zaun

dazwiſchen, und ſie ſah ihn aufmerkſam und ſonderbar an. Eine ganze Zeit lang ſagte keines ein Wort. Dann fragte ſie leiſe:

„Was willſt du?“

„Nichts,“ ſagte er, und es fuhr ihm wie ein Streicheln über die Haut, daß ſie ihm Du geſagt hatte.

Sie ſtreckte ihm ihre Hand über den Zaun weg hin. Er nahm ſie ſchüchtern und zärtlich und drückte ſie ein wenig, da merkte er, daß ſie nicht zurückgezogen wurde, faßte Mut und ſtreichelte die warme Mädchenhand fein und vorſichtig. Und als ſie ihm noch immer willig überlaſſen blieb, legte er ſie an ſeine Wange. Eine Flut von durchdringender Luſt, von ſeltſamer Wärme und ſeliger Müdigkeit überlief ſein Weſen, die Luft um ihn her ſchien ihm lau und föhnfeucht, er ſah nicht Gaſſe noch Garten mehr, nur ein nahes helles Geſicht und ein Gewirre dunkler Haare.

Und es ſchien ihm aus einer großen Nachtferne her zu tönen, als das Mädchen ganz leiſe fragte:

„Willſt du mir einen Kuß geben?“

Das helle Geſicht kam näher, die Laſt eines

Körpers bog die Latten ein wenig nach außen, lose, leicht duftende Haare streiften Hans die Stirn, und geschlossene Augen, von weißen, breiten Lidern und dunkeln Wimpern zugedeckt, standen dicht vor den seinen. Ein heftiger Schauder lief ihm über den Leib, als er mit scheuen Lippen den Mund des Mädchens berührte. Er zitterte augenblicklich wieder zurück, aber sie hatte seinen Kopf mit den Händen umfaßt, drückte ihr Gesicht in seines und ließ seine Lippen nicht los. Er fühlte ihren Mund brennen, er fühlte ihn sich anpressen und gierig festsaugen, als wolle er ihm das Leben austrinken. Eine tiefe Schwäche überkam ihn; noch ehe die fremden Lippen von ihm ließen, verwandelte die zitternde Luft sich in Todesmüdigkeit und Pein, und als Emma ihn freigab, schwankte er und hielt sich mit krampfhaft klammernden Fingern am Zaun fest.

„Du, sei morgen abend wieder da," sagte Emma und ging rasch ins Haus zurück. Sie war keine fünf Minuten fort gewesen, Hans aber schienen lange Zeiten vergangen. Er schaute ihr mit leeren Blicken nach, hielt sich noch immer an den Planken und fühlte sich zu müde, um einen Schritt zu tun. Träumend hörte er seinem Blute

zu, das ihm im Kopfe hämmerte, in ungleichen, ſchmerzhaften Wogen vom Herzen und zurück flutete und ihm den Atem verhielt.

Nun ſah er drinnen im Zimmer die Türe gehen und den Meiſter hereintreten, der wohl noch in der Werkſtatt geweſen war. Eine Furcht, man möchte ihn bemerken, überfiel ihn und trieb ihn davon. Er ging langſam, widerwillig und unſicher wie ein leicht Betrunkener und hatte bei jedem Schritt das Gefühl, in die Kniee ſinken zu müſſen. Die dunkeln Gaſſen mit ſchläfrigen Giebeln und trüben roten Fenſteraugen floſſen wie bleiche Kuliſſen an ihm vorüber, und Brücke, Fluß, Höfe und Gärten. Der Gerbergaßbrunnen plätſcherte ſonderbar laut und tönend. Traumbefangen öffnete Hans ein Tor, kam durch einen pechfinſteren Gang, ſtieg Treppen empor, öffnete und ſchloß eine Türe und noch eine, ſetzte ſich auf einen daſtehenden Tiſch und erwachte erſt nach einer längeren Zeit zu der Empfindung, zu Hauſe in ſeiner Stube zu ſein. Es dauerte wieder eine Weile, ehe er zum Entſchluß kam, ſich auszukleiden. Er tat es zerſtreut und blieb entkleidet am Fenſter ſitzen, bis

ihn plötzlich die Herbſtnacht durchfröſtelte und in die Kiſſen trieb.

Er glaubte augenblicklich einſchlafen zu müſſen. Aber kaum lag er und war ein wenig warm geworden, ſo kam das Herzklopfen wieder und das ungleiche, gewaltſame Wallen des Blutes. Sobald er die Augen zutat, war's ihm als hinge der Mund des Mädchens noch an ſeinem, ſöge ihm die Seele aus und erfülle ihn mit peinigender Hitze.

Spät ſchlief er ein und ſtürzte in gehetzter Flucht von Traum zu Traum. Er ſtand in einer ängſtlich tiefen Finſternis, um ſich taſtend griff er Emmas Arm, ſie umfaßte ihn und ſie ſanken zuſammen in langſamem Fall in eine warme, tiefe Flut. Der Schuhmacher ſtand plötzlich da und fragte, warum er ihn nimmer beſuchen wolle, da mußte Hans lachen und merkte, daß es nicht Flaig, ſondern Hermann Heilner war, der neben ihm im Maulbronner Oratorium in einem Fenſter ſaß und Witze machte. Aber ſogleich verflog auch das und er ſtand an der Moſtpreſſe, die Emma ſtemmte ſich gegen den Hebel und er kämpfte mit aller Kraft dagegen an. Sie bog ſich herüber und ſuchte ſeinen Mund, es wurde ſtill und ſtockfinſter

und nun ſank er wieder in eine warme, ſchwarze Tiefe und verging vor Schwindel und Todesangſt. Zugleich hörte er den Ephorus eine Rede halten, von der er nicht wußte, ob ſie ihm gelte.

Dann ſchlief er bis tief in den Morgen hinein. Es war ein heiter goldiger Tag. Er ging lange im Garten auf und ab, bemühte ſich aufzuwachen und klar zu werden, war aber von einem zähen, ſchläfrigen Nebel umgeben. Er ſah violette Aſtern, die allerletzten Blumen des Gartens, ſchön und lachend in der Sonne ſtehen, als wäre es noch im Auguſt, und ſah das warme, liebe Licht um die verdorrten Reiſer und Zweige und kahlen Ranken zärtlich und einſchmeichelnd fluten, als wäre es Vorfrühlingszeit. Aber er ſah es nur, er erlebte es nicht, es ging ihn nichts an. Plötzlich ergriff ihn eine klare, ſtarke Erinnerung aus der Zeit, da hier im Garten noch ſeine Haſen herumſprangen und ſein Waſſerrad und Hammerwerkchen lief. Er mußte an einen Septembertag denken vor drei Jahren. Es war der Vorabend vor dem Sedansfeſt; Auguſt war zu ihm gekommen und hatte Efeu mitgebracht, nun wuſchen ſie ihre Fahnenſtangen blank und befeſtigten das Efeu an den goldenen Spitzen, von morgen

redend und ſich auf morgen freuend. Sonſt war nichts und geſchah nichts, aber ſie waren beide ſo voll von Feſtahnung und großer Freude geweſen, die Fahnen hatten in der Sonne geglänzt, die Anna hatte Zwetſchgenkuchen gebacken, und zu Nacht ſollte auf dem hohen Felſen das Sedansfeuer angezündet werden.

Hans wußte nicht, warum er gerade heute an jenen Abend denken mußte, nicht warum dieſe Erinnerung ſo ſchön und mächtig war, noch warum ſie ihn ſo elend und traurig machte. Er wußte nicht, daß im Kleide dieſer Erinnerung ſeine Kindheit und ſein Knabentum noch einmal fröhlich und lachend vor ihm aufſtand, um Abſchied zu nehmen und den Stachel eines geweſenen und nie wiederkehrenden großen Glückes zurückzulaſſen. Er empfand nur, daß dieſe Erinnerung mit dem Denken an Emma und an geſtern abend ſich nicht vertrug und daß etwas in ihm aufgeſtanden ſei, das mit dem damaligen Glücklichſein nicht vereinbar war. Er glaubte wieder die goldenen Fahnenſpitzen blinken zu ſehen, ſeinen Freund Auguſt lachen zu hören und den Duft der friſchen Kuchen zu riechen, und das war alles ſo heiter und glückſelig und ihm ſo ferngerückt und fremd

geworden, daß er sich an den rauhen Stamm der großen Rottanne lehnte und in ein hoffnungsloses Schluchzen ausbrach, das ihm für den Augenblick Trost brachte und Erlösung gewährte.

Um Mittag lief er zu August, der jetzt erster Lehrling geworden und mächtig auseinandergegangen und gewachsen war. Er erzählte ihm sein Anliegen wegen dem Mechaniker werden.

„Das ist so 'ne Sache," machte jener und schnitt ein welterfahrenes Gesicht dazu. „Das ist so 'ne Sache. Weil du nämlich so ein Schwachmathikus bist. Im ersten Jahr hast du immer beim Schmieden das verdammte Draufschlagen und so 'n Vorhammer ist kein Suppenlöffel. Und mußt die Eisen herumtragen und abends aufräumen, und zum Feilen gehört auch eine Kraft, und im Anfang, bis du was los hast, kriegst du nix als alte Feilen, die hauen nix und sind glatt wie ein Affenarsch."

Hans wurde sogleich kleinlaut.

„Ja, dann soll ich's lieber bleiben lassen?" fragte er zaghaft.

„Jerum, das hab' ich doch nicht gesagt! Sei doch kein Lamech! Bloß daß es im Anfang kein Tanzboden ist. Aber sonst, ja — so ein Mechaniker

ist was Feines, weißt du, und 'n guten Kopf muß einer auch haben, sonst kann er Grobschmied werden. Da guck' mal her!"

Er brachte ein paar kleine, feingearbeitete Maschinenteile herbei, aus blankem Stahl, und zeigte sie Hans.

„Ja, da darf kein halber Millimeter dran fehlen. Alles von Hand geschafft, bis auf die Schrauben. Da heißt's Augen auf! Die werden jetzt noch poliert und gehärtet, dann hat sich's."

„Ja, das ist schön. Wenn ich nur wüßte —"

August lachte.

„Hast Angst? Ja, ein Lehrbub wird halt kuranzt, da hilft alles nix. Aber ich bin auch noch da, und ich helf' dir dann schon. Und wenn du am nächsten Freitag anfängst, dann hab' ich gerade mein zweites Lehrjahr fertig und kriege am Samstag den ersten Wochenlohn. Und am Sonntag wird gefeiert, und Bier, und Kuchen, und alle dabei, du auch, dann siehst du mal, wie's bei uns hergeht. Ja, da schaust du! Und überhaupt sind wir ja früher auch schon so gute Freunde gewest."

Beim Essen sagte Hans seinem Vater, er habe Lust zum Mechaniker und ob er in acht Tagen anfangen dürfe.

„Alſo gut," ſagte der Papa, und ging nachmittags mit Hans in die Schulerſche Werkſtatt und meldete ihn an.

Als es aber anfing dämmerig zu werden, hatte Hans das alles ſchon wieder ſo gut wie vergeſſen und dachte nur noch daran, daß er am Abend von der Emma erwartet werde. Es verſchlug ihm ſchon jetzt den Atem, die Stunden waren ihm bald zu lang und bald zu kurz und er trieb der Begegnung entgegen wie ein Schiffer einer Stromſchnelle. Von Eſſen war dieſen Abend keine Rede, kaum brachte er eine Taſſe Milch herunter. Dann ging er.

Es war alles wie geſtern — dunkle, ſchläfernde Gaſſen, rote Fenſter, Laternenzwielicht und langſam wandelnde Liebespaare.

Am Zaun des Schuſtergartens überfiel ihn eine große Bangigkeit, er zuckte bei jedem Geräuſch zuſammen und kam ſich mit ſeinem Stehen und Lauſchen im Finſtern vor wie ein Dieb. Er hatte noch keine Minute gewartet, da ſtand die Emma vor ihm, fuhr ihm mit den Händen übers Haar und öffnete ihm die Gartenpforte. Er trat vorſichtig ein und ſie zog ihn mit ſich, leiſe durch den von Gebüſche eingefaßten Weg, durchs Hintertor in den finſteren Hausgang.

Dort setzten sie sich nebeneinander auf die oberste Kellerstaffel und es dauerte eine ganze Weile, bis sie einander in der Schwärze notdürftig sehen konnten. Das Mädchen war guter Dinge und plauderte flüsternd drauf los. Sie hatte schon manchen Kuß geschmeckt und wußte in Liebessachen Bescheid; der schüchtern zärtliche Knabe war ihr eben recht. Sie nahm sein schmales Gesicht zwischen ihre Hände und küßte Stirne, Augen und Backen, und als der Mund an die Reihe kam und sie ihn wieder so lang und saugend küßte, ergriff den Knaben ein Schwindel und er lag schlaff und willenlos an sie gelehnt. Sie lachte leise und zupfte ihn am Ohr.

Sie plauderte fort und fort und er hörte zu und wußte nicht, was er hörte. Sie strich mit der Hand über seinen Arm, über sein Haar, über seinen Hals und seine Hände, sie lehnte ihre Wange an seine und ihren Kopf auf seine Achsel. Er schwieg still und ließ alles geschehen, von einem süßen Grauen und einer tiefen, glücklichen Bangigkeit erfüllt, zuweilen kurz und leise wie ein Fiebernder zusammenzuckend.

„Was bist denn du für ein Schatz!“ lachte sie. „Du traust dich ja gar nix.“

Und ſie nahm ſeine Hand, fuhr mit ihr über ihren Nacken und durch ihr Haar und legte ſie auf ihre Bruſt und drückte ſich dagegen. Er ſpürte die weiche Form und das ſüße fremde Wogen, ſchloß die Augen und fühlte ſich in endloſe Tiefen unterſinken.

„Nicht! Nicht mehr!“ ſagte er abwehrend, als ſie ihn wieder küſſen wollte. Sie lachte.

Und ſie zog ihn nahe zu ſich und preßte ſeine Seite an ihre Seite, ihn mit dem Arm umſchlingend, daß er im Spüren ihres Leibes ganz den Kopf verlor und gar nichts mehr ſagen konnte.

„Haſt mich denn auch lieb?“ fragte ſie.

Er wollte Ja ſagen, aber er konnte nur nicken, und nickte eine ganze Weile fort.

Sie nahm noch einmal ſeine Hand und ſchob ſie ſcherzend unter ihr Mieder. Da er ſo Puls und Atem des fremden Lebens heiß und nah erfühlte, ſtockte ihm der Herzſchlag und er glaubte ſterben zu müſſen, ſo ſchwer ging ſein Atem. Er zog die Hand zurück und ſtöhnte: „Jetzt muß ich heimgehen.“

Als er aufſtehen wollte, begann er zu ſchwanken und wäre ums Haar die Kellertreppe hinuntergeſtürzt.

„Was hast du?“ fragte Emma erstaunt.

„Ich weiß nicht. Ich bin so müd.“

Er fühlte nicht, daß sie auf dem Weg zum Gartenzaun ihn stützte und sich an ihn preßte, und hörte nicht, daß sie Gutnacht sagte und hinter ihm das Türlein schloß. Er kam durch die Gassen nach Hause, er wußte nicht wie, als risse ein großer Sturm ihn mit oder als trüge ihn schaukelnd eine mächtige Flut.

Er sah blasse Häuser links und rechts, in der Höhe darüber Bergrücken, Tannenspitzen, Nachtschwärze und große, ruhende Sterne. Er fühlte den Wind wehen, hörte den Fluß an den Brückenpfeilern hinströmen und sah im Wasser Gärten, blasse Häuser, Nachtschwärze, Laternen und Sterne gespiegelt.

Auf der Brücke mußte er sich setzen; er war so müde und glaubte, nicht mehr nach Hause zu kommen. Er setzte sich auf die Brüstung, er horchte auf das Wasser, das an den Pfeilern rieb und am Wehr brauste und am Mühlrechen orgelte. Seine Hände waren kalt, in Brust und Kehle arbeitete stockend und sich überstürzend das Blut, verfinsterte ihm die Augen und rann wieder in plötzlicher Welle zum Herzen, den Kopf voll Schwindel lassend.

Er kam nach Hauſe, fand ſeine Stube, legte ſich und ſchlief ſogleich ein, im Traume von Tiefe zu Tiefe durch ungeheure Räume ſtürzend. Um Mitternacht erwachte er gepeinigt und erſchöpft und lag bis an den Morgen zwiſchen Schlaf und Wachen, von einer verdürſtenden Sehnſucht erfüllt, von unbeherrſchten Kräften hin und her geworfen, bis in der erſten Frühe ſeine ganze Qual und Bedrängnis in ein langes Weinen ausbrach und er auf tränennaſſen Kiſſen nochmals einſchlief.

Siebentes Kapitel

Herr Siebenrath hantierte mit Würde und Geräusch an der Mostpresse und Hans half mit. Von den Schusterskindern waren zwei der Einladung gefolgt, machten sich am Obst zu schaffen, führten gemeinsam ein kleines Probierglässchen und trugen ungeheure Stücke Schwarzbrot in der Faust. Aber Emma war nicht mitgekommen.

Erst als der Vater mit dem Küfer für eine halbe Stunde weggegangen war, wagte Hans nach ihr zu fragen.

„Wo ist denn die Emma? Hat sie nicht kommen mögen?“

Es dauerte eine Zeit, bis die Kleinen leere Mäuler hatten und reden konnten.

„Sie ist ja fort,“ sagten sie und nickten.

„Fort, wohin fort?“

„Heim.“

„Abgereist? Mit der Eisenbahn?“

Die Kinder nickten eifrig.

„Wann denn?“

„Heute morgen.“

Die Kleinen langten wieder nach ihren Äpfeln. Hans drückte an der Presse herum, starrte in den Mostkübel und begann langsam zu begreifen.

Der Vater kam wieder, man arbeitete und lachte, die Kinder bedankten sich und liefen fort, es wurde Abend und man ging nach Hause.

Nach dem Nachtessen saß Hans in seiner Stube allein. Es wurde zehn Uhr und elf Uhr, er machte kein Licht. Dann schlief er tief und lang.

Als er später als sonst erwachte, hatte er nur das undeutliche Gefühl eines Unglücks und Verlustes, bis ihm Emma wieder einfiel. Sie war fort, ohne Gruß, ohne Abschied; sie hatte ohne Zweifel schon gewußt, wann sie reisen würde, als er den letzten Abend bei ihr war. Er erinnerte sich an ihr Lachen und an ihr Küssen und an ihr überlegenes Sichgeben. Sie hatte ihn gar nicht ernst genommen.

Mit dem zornigen Schmerz darüber floß die Unruhe seiner erregten und ungestillten Liebeskräfte zu einer trüben Qual zusammen, die ihn vom

Haus in den Garten, auf die Straße, in den Wald und wieder heim trieb.

So erfuhr er, vielleicht viel zu früh, seinen Teil vom Geheimnis der Liebe, und es enthielt für ihn wenig Süßes und viel Bitteres. Tage voll fruchtloser Klagen, sehnlicher Erinnerungen, rastloser Grübeleien; Nächte, in denen Herzklopfen und Beklemmung ihn nicht schlafen ließ oder in drückend schreckliche Träume stürzte. Träume, in welchen die unverstandenen Wallungen seines Blutes zu ungeheuerlichen, ängstigenden Fabelbildern wurden, zu tödlich umschlingenden Armen, zu heißäugigen Phantasietieren, zu schwindelnden Abgründen, zu riesigen lodernden Augen. Aufwachend fand er sich allein, von der Einsamkeit der kühlen Herbstnächte umfangen, litt Sehnsucht nach seinem Mädchen und preßte sich stöhnend in verweinte Kissen.

Der Freitag, an dem er in die Mechanikerwerkstatt eintreten sollte, kam näher. Der Vater kaufte ihm einen blauen Leinenanzug und eine blaue, halbwollene Mütze, er probierte das Zeug an und kam sich in der Schlosseruniform verändert und ziemlich lächerlich vor. Wenn er am Schulhaus, an der Wohnung des Rektors oder

des Rechenlehrers, an der Flaigſchen Werkſtatt oder am Stadtpfarrhaus vorüberkam, wurde ihm elend zumute. So viel Plage, Fleiß und Schweiß, ſo viel hingegebene kleine Freuden, ſo viel Stolz und Ehrgeiz und hoffnungsfrohes Träumen, alles umſonſt, alles nur, damit er jetzt, ſpäter als alle Kameraden und von allen ausgelacht, als kleinſter Lehrbub in eine Werkſtatt gehen konnte!

Was würde Heilner dazu ſagen?

Erſt allmählich begann er ſich mit dem blauen Schloſſeranzug zu verſöhnen und ſich auf den Freitag, an dem er ihn einweihen ſollte, ein wenig zu freuen. Da war doch wenigſtens wieder etwas zu erleben!

Doch waren dieſe Gedanken nicht viel mehr als raſche Blitze aus einem dunkeln Gewölk. Die Abreiſe des Mädchens vergaß er nicht, noch weniger vergaß oder überwand ſein Blut die Aufreizungen dieſer Tage. Es drängte und ſchrie nach mehr, nach einer Erlöſung ſeiner erwachten Sehnſucht oder nach einem Führer durch die Rätſel, deren Löſung ihm allein zu ſchwer war. So verging dumpf und qualvoll langſam die Zeit.

Der Herbſt war ſchöner als je, voll ſanfter Sonne, mit ſilbernen Morgenfrühen, farbig lachen-

den Mittagen und klaren Abenden. Die ferneren Berge nahmen ein tiefes Sammetblau an, die Kastanienbäume leuchteten goldgelb und über Mauern und Zäune hing purpurn das wilde Weinlaub herab.

Hans war ruhelos vor sich selber auf der Flucht. Tagsüber lief er in der Stadt und in den Feldern umher und wich den Leuten aus, da er meinte, man müsse ihm seine Liebesnöte anmerken. Abends aber ging er auf die Gasse, blickte auf jede Dienstmagd und schlich jedem Liebespaar mit erbärmlich schlechtem Gewissen nach. Mit Emma schien ihm alles Begehrenswerte und aller Zauber des Lebens nahe gewesen und tückisch wieder entglitten zu sein. Er dachte nicht mehr an die Qual und Beklemmung, die er bei ihr empfunden hatte. Wenn er sie jetzt wieder hätte, glaubte er, würde er nimmer schüchtern sein, sondern ihr alle Geheimnisse entreißen und ganz in den verwunschenen Liebesgarten eindringen, dessen Tor ihm jetzt vor der Nase zugeschlagen war. Seine ganze Phantasie hatte sich in diesem schwülen, gefährlichen Dickicht verstrickt, irrte verzagend darin umher und wollte in hartnäckiger Selbstpeinigung nichts davon wissen, daß außerhalb des engen Zauber-

kreises schöne weite Räume licht und freundlich lagen.

Schließlich war er froh, als der anfangs mit Bangen erwartete Freitag da war. Zeitig am Morgen legte er das neue blaue Arbeitskleid an, setzte die Mütze auf und ging ein wenig zaghaft die Gerbergasse hinunter nach dem Schulerschen Hause. Ein paar Bekannte sahen ihm neugierig nach, und einer fragte auch: „Was ist, bist du Schlosser worden?“

In der Werkstatt wurde schon flott gearbeitet. Der Meister war gerade am Schmieden. Er hatte ein Stück rotwarmes Eisen auf dem Ambos, ein Geselle führte den schweren Vorhammer, der Meister tat die feinern, formenden Schläge, regierte die Zange und schlug zwischenein mit dem handlichen Schmiedehammer auf dem Ambos den Takt, daß es hell und heiter durch die weit offen stehende Türe in den Morgen hinausklang.

An der langen, von Öl und Feilspänen geschwärzten Werkbank stand der ältere Geselle und neben ihm August, jeder an seinem Schraubstock beschäftigt. An der Decke surrten rasche Riemen, welche die Drehbänke, den Schleifstein, den Blasebalg und die Bohrmaschine trieben, denn man

arbeitete mit Wasserkraft. August nickte seinem eintretenden Kameraden zu und bedeutete ihm, er solle an der Türe warten, bis der Meister Zeit für ihn habe.

Hans blickte die Esse, die stillstehenden Drehbänke, die sausenden Riemen und Leerlaufscheiben schüchtern an. Als der Meister sein Stück fertig geschmiedet hatte, kam er herüber und streckte ihm eine große, harte und warme Hand entgegen.

„Da hängst du deine Kappe auf," sagte er und deutete auf einen leeren Nagel an der Wand.

„So, komm. Und da ist dein Platz und dein Schraubstock."

Damit führte er ihn vor den hintersten Schraubstock und zeigte ihm vor allem, wie er mit dem Schraubstock umgehen und die Werkbank samt den Werkzeugen in Ordnung halten müsse.

„Dein Vater hat mir schon gesagt, daß du kein Herkules bist, und man sieht's auch. Na, fürs erste kannst du noch vom Schmieden wegbleiben, bis du ein bißchen stärker bist."

Er griff unter die Werkbank und zog ein gußeisernes Zahnrädchen hervor.

„So, damit kannst du anfangen. Das Rad ist noch roh aus der Gießerei und hat überall

kleine Buckel und Grate, die muß man abkratzen, ſonſt gehen nachher die feinen Werkzeuge dran zuſchanden.“

Er ſpannte das Rad in den Schraubſtock, nahm eine alte Feile her und zeigte, wie es zu machen ſei.

„So, nun mach' weiter. Aber daß du mir keine andere Feile nimmſt! Bis Mittag haſt du genug daran zu ſchaffen, dann zeigſt du mir's. Und bei der Arbeit kümmerſt du dich um gar nichts, als was dir geſagt wird. Gedanken braucht ein Lehrling nicht zu haben.“

Hans begann zu feilen.

„Halt!“ rief der Meiſter. „Nicht ſo. Die linke Hand wird ſo auf die Feile gelegt. Oder biſt du ein Linkſer?“

„Nein.“

„Alſo gut. 's wird ſchon gehen.“

Er ging weg an ſeinen Schraubſtock, den erſten bei der Türe, und Hans ſah zu, wie er zurecht kam.

Bei den erſten Strichen wunderte er ſich, daß das Zeug ſo weich war und ſo leicht abging. Dann ſah er, daß das nur die oberſte ſpröde Gußrinde war, die loſe abblätterte, und daß dar-

unter erſt das körnige Eiſen ſaß, das er glätten ſollte. Er nahm ſich zuſammen und arbeitete eifrig fort. Seit ſeinen ſpieleriſchen Knabenbaſteleien hatte er nie das Vergnügen gekoſtet, unter ſeinen Händen etwas Sichtbares und Brauchbares entſtehen zu ſehen.

„Langſamer!“ rief der Meiſter herüber. „Beim Feilen muß man Takt halten — eins zwei, eins zwei. Und draufdrücken, ſonſt geht die Feile kaput.“

Da hatte der älteſte Geſelle etwas an der Drehbank zu tun und Hans konnte ſich nicht enthalten, hinüberzuſchielen. Ein Stahlzapfen wurde in die Scheibe geſpannt, der Riemen überſetzt, und blinkend ſurrte der Zapfen, ſich haſtig drehend, indeſſen der Geſelle einen haardünnen, glänzenden Span davon abnahm.

Und überall lagen Werkzeuge, Stücke von Eiſen, Stahl und Meſſing, halbfertige Arbeiten, blanke Rädchen, Meißel und Bohrer, Drehſtähle und Ahlen von jeder Form, neben der Eſſe hingen Hämmer und Setzhämmer, Ambosaufſätze, Zangen und Lötkolben, die Wand entlang Reihen von Feilen und Fräſen, auf den Borden lagen Öllappen, kleine Beſen, Schmirgelfeilen, Eiſenſägen, und ſtanden Ölkannen, Säureflaſchen, Nägel- und

Schraubenkistchen herum. Jeden Augenblick wurde der Schleifstein benützt.

Mit Genugtuung nahm Hans wahr, daß seine Hände schon ganz schwarz waren, und hoffte, es möchte auch sein Anzug bald gebrauchter aussehen, der sich jetzt noch neben den schwarzen und geflickten Monturen der anderen lächerlich neu und blau ausnahm.

Wie der Vormittag vorschritt, kam auch von außen noch Leben in die Werkstatt. Es kamen Arbeiter aus der benachbarten Maschinenstrickerei, um kleine Maschinenteile schleifen oder reparieren zu lassen. Es kam ein Bauersmann, fragte nach seiner Waschmange, die zum Flicken da war, und fluchte lästerlich, als er hörte, sie sei noch nicht fertig. Dann kam ein eleganter Fabrikbesitzer, mit dem der Meister in einem Nebenraum verhandelte.

Daneben und dazwischen arbeiteten Menschen, Räder und Riemen gleichmäßig fort und so vernahm und verstand Hans zum erstenmal in seinem Leben den Hymnus der Arbeit, der wenigstens für den Anfänger etwas Ergreifendes und angenehm Berauschendes hat, und sah seine kleine Person und sein kleines Leben einem großen Rhythmus eingefügt.

Um neun Uhr war eine Viertelſtunde Pauſe und jeder erhielt ein Stück Brot und ein Glas Moſt. Erſt jetzt begrüßte Auguſt den neuen Lehrbuben. Er redete ihm aufmunternd zu und fing wieder an vom nächſten Sonntag zu ſchwärmen, wo er ſeinen erſten Wochenlohn mit den Kollegen verjubeln wolle. Hans fragte, was das für ein Rad ſei, das er abzufeilen habe, und er erfuhr, es gehöre zu einer Turmuhr. Auguſt wollte ihm noch zeigen, wie es ſpäter zu laufen und zu arbeiten habe, aber da fing der erſte Geſelle wieder zu feilen an und alle gingen ſchnell an ihre Plätze.

Als es zwiſchen zehn und elf Uhr war, begann Hans müde zu werden; die Knie und der rechte Arm taten ihm ein wenig weh. Er trat von einem Fuß auf den andern und ſtreckte heimlich ſeine Glieder, aber es half nicht viel. Da ließ er die Feile für einen Augenblick los und ſtützte ſich auf den Schraubſtock. Es achtete niemand auf ihn. Wie er ſo ſtand und ruhte und über ſich die Riemen ſingen hörte, kam eine leichte Betäubung über ihn, daß er eine Minute lang die Augen ſchloß. Da ſtand gerade der Meiſter hinter ihm.

„Na, was gibt's? Biſt ſchon müd?"

„Ja, ein bißchen," gestand Hans.

Die Gesellen lachten.

„Das gibt sich schon," sagte der Meister ruhig. „Jetzt kannst du einmal sehen, wie man lötet. Komm!"

Hans schaute neugierig zu, wie gelötet wurde. Erst wurde der Kolben warm gemacht, dann die Lötstelle mit Lötwasser bestrichen und dann tropfte vom heißen Kolben das weiße Metall und zischte gelind.

„Nimm einen Lappen und reibe das Ding gut ab. Lötwasser beizt, das darf man auf keinem Metall sitzen lassen."

Darauf stand Hans wieder vor seinem Schraubstock und kratzte mit der Feile an dem Rädlein herum. Der Arm tat ihm weh und die linke Hand, die auf die Feile drücken mußte, war rot geworden und begann zu schmerzen.

Um Mittag, als der Obergeselle seine Feile weglegte und zum Händewaschen ging, brachte er seine Arbeit dem Meister. Der sah sie flüchtig an.

„s'ist schon recht, man kann's so lassen. Unter deinem Platz in der Kiste liegt noch ein gleiches Rad, das nimmst du heut nachmittag vor."

Nun wusch auch Hans sich die Hände und

ging weg. Eine Stunde hatte er zum Essen frei.

Zwei Kaufmannsstifte, frühere Schulkameraden von ihm, gingen auf der Straße hinter ihm her und lachten ihn aus.

„Landexamensschlosser!“ rief einer.

Er ging schneller. Er wußte nicht recht, ob er eigentlich zufrieden sei oder nicht; es hatte ihm in der Werkstatt gut gefallen, nur war er so müd geworden, so heillos müd.

Und unter der Haustüre, während er sich schon aufs Sitzen und Essen freute, mußte er plötzlich an Emma denken. Er hatte sie den ganzen Vormittag vergessen gehabt. Jetzt saß plötzlich das Leid von gestern und vorgestern ihm wieder im Nacken, so schwer wie je. Er ging leise in sein Stüblein hinauf, warf sich aufs Bett und stöhnte vor tiefer Qual. Er wollte weinen, aber seine Augen blieben trocken. Hoffnungslos sah er sich wieder der verzehrenden Sehnsucht hingegeben, deren Ziel ihm dunkel war und die wie eine grausame Krankheit an ihm fraß. Der Kopf stürmte und schmerzte ihm und die Kehle tat ihm weh vor ersticktem Schluchzen.

Das Mittagessen war eine Qual. Er mußte

dem Vater Rede ſtehen und erzählen und ſich allerlei kleine Witze gefallen laſſen, denn der Papa war guter Laune. Kaum hatte man gegeſſen, lief er in den Garten hinaus und brachte dort in der Sonne eine Viertelſtunde halbträumend zu, dann war es Zeit, wieder in die Werkſtatt zu gehen.

Schon vormittags hatte er rote Schwielen an den Händen bekommen, jetzt begannen ſie ernſtlich weh zu tun und waren am Abend ſo geſchwollen, das er nichts anfaſſen konnte, ohne Schmerzen zu haben. Und vor Feierabend mußte er noch unter Auguſts Anleitung die ganze Werkſtatt aufräumen.

Der Samstag war noch ſchlimmer. Die Hände brannten ihn, die Schwielen hatten ſich zu Blaſen vergrößert. Der Meiſter war ſchlechter Laune und fluchte beim kleinſten Anlaß. Auguſt tröſtete zwar, das mit den Schwielen daure nur ein paar Tage, dann habe man harte Hände und ſpüre nichts mehr, aber Hans fühlte ſich todunglücklich, ſchielte den ganzen Tag nach der Uhr und kratzte hoffnungslos an ſeinem Rädchen herum.

Abends beim Aufräumen teilte Auguſt ihm flüſternd mit, er gehe morgen mit ein paar Kame-

raben nach Bielach hinaus, es müſſe flott und luſtig hergehen und Hans dürfe auf keinen Fall fehlen. Er ſolle ihn um zwei Uhr abholen. Hans ſagte zu, obwohl er am liebſten den ganzen Sonntag daheim liegen geblieben wäre, ſo elend und müde war er. Zu Hauſe gab ihm die alte Anna eine Salbe für die wunden Hände, er ging ſchon um acht Uhr ins Bett und ſchlief bis in den Vormittag hinein, ſo daß er ſich ſputen mußte, um noch mit dem Vater in die Kirche zu kommen.

Beim Mittageſſen fing er von Auguſt zu reden an und daß er heute mit ihm über Feld wolle. Der Vater hatte nichts dagegen, ſchenkte ihm ſogar fünfzig Pfennig und verlangte nur, er müſſe zum Nachteſſen wieder da ſein.

Als Hans bei dem ſchönen Sonnenſchein durch die Gaſſen ſchlenderte, hatte er ſeit Monaten zum erſtenmal wieder eine Freude am Sonntag. Die Straße war feierlicher, die Sonne heiterer und alles feſtlicher und ſchöner, wenn man Arbeitstage mit ſchwarzen Händen und müden Gliedern hinter ſich hatte. Er begriff jetzt die Metzger und Gerber, Bäcker und Schmiede, die vor ihren Häuſern auf den ſonnigen Bänken ſaßen und ſo königlich heiter ausſahen, und er betrachtete ſie nimmer als elende

Banausen. Er ſchaute Arbeitern, Geſellen und Lehrlingen nach, die in Reihen ſpazieren oder ins Wirtshaus gingen, den Hut ein wenig ſchief auf dem Kopf, mit weißen Hemdkragen und in ausgebürſteten Sonntagskleidern. Meiſtens, wenn auch nicht immer, blieben die Handwerker unter ſich, Schreiner bei Schreinern, Maurer bei Maurern, hielten zuſammen und wahrten die Ehre ihres Standes, und unter ihnen waren die Schloſſer die vornehmſte Zunft, obenan die Mechaniker. Das alles hatte etwas Anheimelndes und wenn auch manches daran ein wenig naiv und lächerlich war, lag doch dahinter die Schönheit und der Stolz des Handwerks verborgen, die auch heute noch immer etwas Freudiges und Tüchtiges vorſtellen und von denen der armſeligſte Schneiderlehrling noch einen kleinen Schimmer erhält, den kein Fabrikarbeiter und auch kein Kaufmann hat.

Wie vor dem Schulerſchen Hauſe die jungen Mechaniker ſtanden, ruhig und ſtolz, Vorübergehenden zunickend und untereinander plaudernd, da konnte man wohl ſehen, daß ſie eine zuverläſſige Gemeinſchaft bildeten und keines Fremden bedurften, auch am Sonntag beim Vergnügen nicht.

Hans fühlte das auch und freute sich, zu diesen zu gehören. Doch empfand er eine kleine Angst vor dem geplanten Sonntagsvergnügen, denn er wußte schon, daß es bei den Mechanikern im Lebensgenusse massiv und reichlich zuging. Vielleicht würden sie sogar tanzen. Das konnte Hans nicht, im übrigen aber gedachte er so gut als möglich seinen Mann zu stellen und nötigenfalls einen kleinen Katzenjammer zu riskieren. Er war nicht gewohnt, viel Bier zu trinken, und im Rauchen hatte er es mit Mühe dahin gebracht, daß er etwa eine Zigarre mit Vorsicht zu Ende bringen konnte, ohne Elend und Schande davon zu haben.

August begrüßte ihn mit festlicher Freudigkeit. Er erzählte, daß zwar der ältere Geselle nicht mitkommen wolle, dafür aber ein Kollege aus einer andern Werkstatt, so seien sie wenigstens vier Leute und das genüge schon, um ein ganzes Dorf umzudrehen. Bier könne heute jeder trinken so viel er möge, denn das bezahle er für alle. Er bot Hans eine Zigarre an, dann setzten sich die Vier langsam in Bewegung, bummelten langsam und stolz durch die Stadt und fingen erst unten am Lindenplatz an schneller zu marschieren, um beizeiten nach Bielach zu kommen.

Der Spiegel des Flusses flimmerte blau, gold und weiß, durch die fast ganz entblätterten Ahorne und Akazien der Straßenalleen wärmte eine milde Oktobersonne herab, der hohe Himmel war wolkenlos hellblau. Es war einer von den stillen, reinen und freundlichen Herbsttagen, an denen alles Schöne des vergangenen Sommers wie eine leidlose, lächelnde Erinnerung die milde Luft erfüllt, an denen die Kinder die Jahreszeit vergessen und meinen, sie müssen Blumen suchen, und an denen die alten Männlein und Weiberlein mit sinnenden Augen vom Fenster oder von der Bank vor'm Hause in die Lüfte schauen, weil es ihnen scheint, die freundlichen Erinnerungen nicht nur des Jahres, sondern ihres ganzen abgelaufenen Lebens flögen sichtbar durch die klare Bläue. Die Jungen aber sind guter Dinge und preisen den schönen Tag, je nach Gaben und Gemütsart, durch Trankopfer oder Schlachtopfer, durch Gesang oder Tanz, durch Trinkgelage oder durch großartige Raufhändel, denn überall sind frische Obstkuchen gebacken worden, liegt junger Apfelmost oder Wein gärend im Keller und feiert Geige oder Harmonika vor den Wirtshäusern und auf den Lindenplätzen die letzten schönen Tage des Jahres und

ladet zu Tanz und Liedersingen und Liebesspielen ein.

Die jungen Burschen wanderten rasch voran. Hans rauchte seine Zigarre mit dem Anschein der Sorglosigkeit und wunderte sich selber darüber, daß sie ihm ganz wohl bekam. Der Gesell erzählte von seiner Wanderschaft und niemand nahm daran Anstoß, daß er das Maul so voll nahm; das gehörte zur Sache. Auch der bescheidenste Handwerksgeselle, wenn er im Brot sitzt und vor Augenzeugen sicher ist, erzählt von seinen Wanderzeiten in einem großartigen und flotten, ja sagenhaften Ton. Denn die wundervolle Poesie des Handwerksburschenlebens ist Gemeingut des Volkes und dichtet aus jedem einzelnen heraus die traditionellen alten Abenteuer neu mit neuen Arabesken, und jeder Kennkunde und Fechtbruder hat, wenn er ins Erzählen gerät, ein Stück vom unsterblichen Eulenspiegel und ein Stück vom unsterblichen Straubinger in sich.

„Also in Frankfurt, wo ich damals gewesen bin, Sackerlot, da war noch ein Leben! Hab' ich denn das noch nie erzählt, wie ein reicher Kaufmann, so ein geschleckter Aff, meines Meisters Tochter hat heiraten wollen; aber sie hat ihn heimge-

ſchickt, weil ich ihr um eine Nummer lieber war und iſt mein Schatz geweſen vier Monat lang und wenn ich nicht Händel mit dem Alten bekommen hätt', ſäß ich jetzt dort und wär' ſein Schwiegerſohn."

Und weiter erzählte er, wie ihn der Meiſter, das Luder, hat kuranzen wollen, der elende Seelenverkäufer, und hat's einmal gewagt und die Hand nach ihm ausgeſtreckt, da hat er aber kein Wort geſagt, ſondern bloß den Schmiedehammer geſchwungen und den Alten 'mal ſo angeſehen, und der iſt aber ganz ſtill weggegangen, weil ihm ſein Schädel lieb war, und hat ihm dann nachher ſchriftlich gekündigt, der feige Tropf. Und er erzählte von einer großen Schlacht in Offenburg, wo drei Schloſſer, er dabei, ſieben Fabrikler halb tot geſchlagen haben, — wer nach Offenburg kommt, braucht bloß den langen Schorſch zu fragen, der iſt noch dort und iſt damals mitgeweſen.

Das alles wurde mit einem kühl-brutalen Ton, aber mit großem innerem Eifer und Wohlgefallen mitgeteilt und jeder hörte mit tiefem Vergnügen zu und beſchloß im ſtillen, dieſe Geſchichte ſpäter auch einmal zu erzählen, anderswo bei andern Kameraden. Denn jeder Schloſſer hat einmal ſeines Meiſters

Tochter zum Schatz gehabt und ist einmal mit dem Hammer auf einen bösen Meister losgegangen und hat einmal sieben Fabrikler elend durchgehauen. Bald spielt die Geschichte im Badischen, bald in Hessen oder in der Schweiz, bald war es statt des Hammers die Feile oder ein glühendes Eisen, bald waren es statt Fabriklern Bäcker oder Schneider, aber es sind immer die alten Geschichten und man hört sie immer wieder gern, denn sie sind alt und gut und machen der Zunft Ehre. Womit nicht gesagt sein soll, daß es nicht immer wieder und auch heute noch unter den Wanderburschen solche gibt, die Genies im Erleben oder Genies im Erfinden sind, was beides ja im Grunde dasselbe ist.

Namentlich August war hingerissen und vergnügt. Er lachte fortwährend und stimmte zu, fühlte sich schon als halber Geselle und blies mit verächtlicher Genießermiene den Tabakrauch in die goldige Luft. Und der Erzähler spielte seine Rolle weiter, denn es kam ihm darauf an, sein Mitdabeisein als eine gutmütige Herablassung hinzustellen, da er als Gesell eigentlich am Sonntag nicht zu den Lehrlingen gehörte und sich hätte schämen sollen, dem Buben seine Batzen vertrinken zu helfen.

Man war eine gute Strecke die Landstraße flußabwärts gegangen; jetzt hatte man die Wahl zwischen einem langsam steigenden, im Bogen bergan führenden Fahrsträßchen und einem steilen Fußweg, der nur halb so weit war. Man wählte die Fahrstraße, wenn sie auch weit und staubig war. Fußwege sind für den Werktag und für spazierengehende Herren; das Volk aber liebt, namentlich an Sonntagen, die Landstraße, deren Poesie ihm noch nicht verloren gegangen ist. Steile Fußwege ersteigen, das ist für Bauersleute oder für Naturfreunde aus der Stadt, das ist eine Arbeit oder ein Sport, aber kein Vergnügen fürs Volk. Dagegen eine Landstraße, wo man behaglich vorwärts kommt und dabei plaudern kann, wo man Stiefel und Sonntagskleider schont, wo man Wagen und Pferde sieht, andere Bummler antrifft und einholt, geputzten Mädchen und singenden Burschengruppen begegnet, wo einem Witze nachgerufen werden, die man lachend heim gibt, wo man stehen und schwatzen und ledigen Falles den Mädchenreihen nachlaufen und nachlachen oder des Abends persönliche Differenzen mit guten Kameraden durch Taten zum Ausdruck und Ausgleich bringen kann! So wenig ein Handwerksbursche je so dumm ist, die lustige, bequeme und ergiebige Straße

mit Fußwegen zu vertauschen, so wenig tut es der städtische Kleinbürger.

Man ging also den Fahrweg, der sich in großem Bogen ruhig und freundlich berghinan zog wie einer, der Zeit hat und kein Schweißvergießen liebt. Der Geselle zog den Rock aus und trug ihn am Stock auf der Achsel, statt des Erzählens hatte er nun zu pfeifen begonnen, auf eine überaus verwegene und lebenslustige Art, und pfiff, bis man nach einer Stunde in Bielach ankam. Über Hans waren einige Sticheleien ergangen, die ihn nicht stark anfochten und von August eifriger als von ihm selber pariert wurden. Und nun stand man vor Bielach.

Das Dorf lag mit roten Ziegeldächern und silbergrauen Strohdächern zwischen herbstfarbige Obstbäume gebettet, rückwärts vom dunklen Bergwalde überragt.

Die jungen Leute wollten über das Wirtshaus, in das man einkehren wollte, nicht einig werden. Der „Anker" hatte das beste Bier, aber der „Schwan" die besten Kuchen, und im „scharfen Eck" war eine schöne Wirtstochter. Endlich

ſetzte Auguſt durch, daß man in den „Anker“ gehe, und deutete augenzwinkernd an, das „ſcharfe Eck“ werde wohl während der paar Schoppen nicht davonlaufen und auch nachher noch zu finden ſein. Das war allen recht, und ſo ging man ins Dorf, an den Ställen und an den mit Geranienſtöcken beſetzten niederen Bauernfenſtern vorbei auf den „Anker“ los, deſſen goldenes Schild über zwei junge, runde Kaſtanien hinweg in der Sonne gleißend lockte. Zum Leidweſen des Geſellen, der durchaus innen ſitzen wollte, war die Schankſtube überfüllt und man mußte im Garten Platz nehmen.

Der „Anker“ war nach den Begriffen ſeiner Gäſte ein feines Lokal, alſo kein altes Bauernwirtshaus, ſondern ein moderner Backſteinwürfel mit zu vielen Fenſtern, mit Stühlen ſtatt der Bänke und mit einer Menge von farbigen Reklameſchildern aus Blech, ferner mit einer ſtädtiſch angezogenen Kellnerin und einem Wirte, den man niemals in Hemdärmeln, ſondern ſtets in einem vollſtändigen braunen Anzug nach der Mode zu ſehen bekam. Er war eigentlich bankrott, hatte aber ſein eigenes Haus von ſeinem Hauptgläubiger, einem großen Bierbrauer, in Pacht genommen und war ſeither noch vornehmer geworden. Der Garten

bestand aus einem Akazienbaum und aus einem großen Drahtgitter, das von wildem Wein einstweilen zur Hälfte überwachsen war.

„Zum Wohl, ihr Leute!“ schrie der Geselle und stieß mit allen dreien an. Und um sich zu zeigen, trank er das ganze Glas auf einen Zug leer.

„Sie, schönes Fräulein, da war ja gar nix drin; bringen Sie gleich noch eins!“ rief er der Kellnerin zu und streckte ihr über den Tisch weg das Schoppenglas entgegen.

Das Bier war vorzüglich, kühl und nicht zu bitter, und Hans ließ sich sein Glas fröhlich schmecken. August trank mit Kennermiene, schnalzte mit der Zunge und rauchte nebenher wie ein schlechter Ofen, was Hans still bewunderte.

Es war doch nicht so übel, so seinen fidelen Sonntag zu haben und am Wirtstisch zu sitzen wie einer, der es darf und verdient hat, und mit Leuten, die das Leben und das Lustigsein loshatten. Es war schön, mitzulachen und bisweilen selber einen Witz zu riskieren, es war schön und männlich, nach dem Austrinken sein Glas mit Nachdruck auf den Tisch zu knallen und sorglos zu rufen: „Noch eins, Fräulein!“ Es war schön, einem Bekannten am andern Tische zuzutrinken, den kalten Zigarren-

ſtumpen in der Linken hängen zu laſſen und den Hut ins Genick zu ſchieben wie die andern.

Der mitgekommene fremde Geſelle begann nun auch warm zu werden und zu erzählen. Er wußte von einem Schloſſer in Ulm, der konnte zwanzig Glas Bier trinken, von dem guten Ulmer Bier, und wenn er damit fertig war, wiſchte er ſich das Maul und ſagte: So, jetzt noch ein gutes Fläſchle Wein! Und er hatte in Cannſtatt einen Heizer gekannt, der zwölf Knackwürſte hintereinander eſſen konnte und eine Wette damit gewonnen hatte. Aber eine zweite ſolche Wette hatte er verloren. Er hatte ſich vermeſſen, die Speiſekarte einer kleinen Wirtſchaft durchzuſpeiſen und er hatte auch faſt alles verzehrt, aber am Schluß der Speiſekarte kamen viererlei Arten Käſe, und wie er bei der dritten war, ſchob er den Teller weg und ſagte: Jetzt lieber ſterben als noch einen Biſſen!

Auch dieſe Geſchichten fanden reichen Beifall und es zeigte ſich, daß es da und dort auf Erden ausdauernde Trinker und Eſſer gebe, denn jeder wußte von einem ſolchen Helden und ſeinen Leiſtungen zu erzählen. Beim einen war es „ein Mann in Stuttgart“, beim andern „ein Dragoner, ich glaub in Ludwigsburg“, beim einen waren es

siebzehn Kartoffeln gewesen, beim anderen elf Pfannenkuchen mit Salat. Man brachte diese Begebenheiten mit sachlichem Ernste vor und gab sich mit Behagen der Erkenntnis hin, daß es doch vielerlei schöne Gaben und merkwürdige Menschen gibt und auch tolle Käuze darunter. Dies Behagen und diese Sachlichkeit sind alte ehrwürdige Erbstücke jedes Stammtischphilisteriums und werden von den jungen Leuten nachgeahmt so gut wie Trinken, Politisieren, Rauchen, Heiraten und Sterben.

Beim dritten Glas fragte Hans, ob es denn keine Kuchen gebe. Man rief der Kellnerin und erfuhr, nein es gebe keine Kuchen, worüber alle sich schrecklich aufregten. August stand auf und sagte, wenn's nicht einmal Kuchen gebe, dann könne man ja ein Haus weiter gehen. Der fremde Geselle schimpfte über die miserable Wirtschaft, nur der Frankfurter war fürs Bleiben, denn er hatte sich ein wenig mit der Kellnerin eingelassen und sie schon mehrmals intensiv gestreichelt. Hans hatte zugesehen und dieser Anblick samt dem Bier hatte ihn seltsam aufgeregt. Er war froh, daß man jetzt fortging.

Als die Zeche bezahlt war und alle auf die

Straße traten, begann Hans ſeine drei Schoppen ein wenig zu ſpüren. Es war ein angenehmes Gefühl, halb Müdigkeit, halb Unternehmungsluſt, auch war etwas wie ein dünner Schleier vor ſeinen Augen, durch welchen alles entfernter und faſt unwirklich ausſah, ähnlich wie man im Traum ſieht. Er mußte beſtändig lachen, hatte den Hut noch etwas kühner ſchief geſetzt und kam ſich wie ein ausbündig fideler Kerl vor. Der Frankfurter pfiff wieder auf ſeine kriegeriſche Art und Hans verſuchte im Takt dazu zu gehen.

Im „Scharfen Eck" war's ziemlich ſtill. Ein paar Bauern tranken neuen Wein. Es gab kein offenes Bier, nur Flaſchen, und ſogleich bekam jeder eine vorgeſetzt. Der fremde Geſelle wollte ſich nobel zeigen und beſtellte für alle zuſammen einen großen Apfelkuchen. Hans fühlte plötzlich einen gewaltigen Hunger und aß hintereinander ein paar Stücke davon. Es ſaß ſich dämmerig und bequem in der alten braunen Wirtsſtube auf den feſten, breiten Wandbänken. Die altmodiſche Kredenz und der rieſige Ofen verſchwanden im Halbdunkel, in einem großen Käfig mit Holzſtäben flatterten zwei Meiſen, denen ein voller Zweig roter Vogelbeeren als Futter durchs Geſtäbe geſteckt war.

Der Wirt trat für einen Augenblick an den Tisch und hieß die Gäste willkommen. Darauf dauerte es eine Weile, bis ein Gespräch zurecht kam. Hans nahm einige Schlückchen von dem scharfen Flaschenbier und war neugierig, ob er wohl noch mit der ganzen Flasche fertig werden würde.

Der Frankfurter schwadronierte wieder grausam, von rheinländischen Weinbergfesten, von Wanderschaft und Pennenleben; man hörte ihm fröhlich zu und auch Hans kam aus dem Lachen nicht mehr heraus.

Auf einmal merkte er, daß es mit ihm nicht mehr ganz richtig sei. Alle Augenblicke flossen ihm Zimmer, Tisch, Flaschen, Gläser und Kameraden zu einem sanften braunen Gewölk zusammen und nahmen nur, wenn er sich kräftig aufraffte, wieder Gestalt an. Von Zeit zu Zeit, wenn Gespräch und Gelächter heftiger anschwoll, lachte er laut mit oder sagte etwas, was er sogleich wieder vergaß. Wenn angestoßen wurde, tat er mit, und nach einer Stunde sah er mit Erstaunen, daß seine Flasche leer war.

„Du hast einen guten Zug," sagte August. „Willst noch eine?"

Hans nickte lachend. Er hatte sich so eine Trinkerei viel gefährlicher vorgestellt. Und als jetzt der Frankfurter ein Lied anstimmte und alle einfielen, da sang auch er aus voller Kehle mit.

Mittlerweile hatte sich die Stube gefüllt und es kam die Wirtstochter, um der Kellnerin im Bedienen zu helfen. Sie war eine große, schön gewachsene Person mit einem gesunden, kräftigen Gesicht und ruhigen, braunen Augen.

Als sie die neue Flasche vor Hans hinstellte, bombardierte sie sogleich der daneben sitzende Geselle mit seinen zierlichsten Galanterien, denen sie aber kein Gehör gab. Vielleicht, um jenem ihre Nichtachtung zu zeigen, oder vielleicht, weil sie an dem feinen Bubenköpfchen Gefallen fand, wandte sie sich zu Hans und fuhr ihm schnell mit der Hand übers Haar; dann ging sie in die Kredenz zurück.

Der Geselle, der schon an der dritten Flasche war, folgte ihr und gab sich alle Mühe, ein Gespräch mit ihr in Gang zu bringen, aber ohne Erfolg. Das große Mädchen sah ihn gleichmütig an, gab keine Antwort und kehrte ihm bald den Rücken zu. Da kam er an den Tisch zurück, trommelte mit der leeren Flasche und rief mit

plötzlicher Begeisterung: „Wir wollen fidel sein, Kinder; stoßet an!“

Und nun erzählte er eine saftige Weibergeschichte.

Hans hörte nur noch ein trübes Stimmengemisch und als er mit seiner zweiten Flasche nahezu fertig war, begann ihm das Sprechen und sogar das Lachen schwer zu fallen. Er wollte zu dem Meisenkäfig hinübergehen und die Vögel ein wenig necken; aber nach zwei Schritten wurde ihm schwindlig, er wäre ums Haar gestürzt und kehrte vorsichtig um.

Von da an ließ seine ausgelassene Fröhlichkeit mehr und mehr nach. Er wußte, daß er einen Rausch habe, und die ganze Trinkerei kam ihm nimmer lustig vor. Und wie in einer weiten Ferne sah er allerlei Unheil ihn erwarten: Den Heimweg, einen bösen Auftritt mit dem Vater und morgen früh wieder die Werkstatt. Allmählich schmerzte ihm auch der Kopf.

Auch die andern hatten des Guten genug geleistet. In einem klaren Augenblick begehrte August zu zahlen und bekam auf seinen Taler wenig heraus. Schwatzend und lachend ging man auf die Straße, vom hellen Abendlicht geblendet. Hans

konnte sich kaum mehr aufrecht halten, er lehnte sich schwankend an August und ließ sich von ihm mitziehen.

Der fremde Schlosser war sentimental geworden. Er sang „Morgen muß ich fort von hier“ und hatte Tränen in den Augen.

Eigentlich wollte man heimgehen, aber als man am „Schwanen“ vorüberkam, bestand der Geselle drauf, noch hineinzugehen. Unter der Türe machte Hans sich los.

„Ich muß heim.“

„Du kannst ja nimmer allein laufen,“ lachte der Geselle.

„Doch, doch. Ich — muß — heim.“

„So nimm wenigstens noch einen Schnaps, Kleiner! Der hilft dir auf die Beine und bringt den Magen in Ordnung. Jawohl, du wirst sehen.“

Hans spürte ein kleines Glas in seiner Hand. Er verschüttete viel davon, den Rest schluckte er und fühlte ihn wie Feuer im Schlunde brennen. Ein heftiger Ekel schüttelte ihn. Allein taumelte er die Vortreppe hinab und kam, er wußte nicht wie, zum Dorf hinaus. Häuser, Zäune und Gärten drehten sich schief und wirr an ihm vorüber.

Unter einem Apfelbaum legte er sich in die

feuchte Wiese. Eine Menge von widerlichen Gefühlen, quälenden Befürchtungen und halbfertigen Gedanken hinderte ihn am Einschlafen. Er kam sich beschmutzt und geschändet vor. Wie sollte er nach Haus kommen? Was sollte er dem Vater sagen? Und was sollte morgen aus ihm werden? Er kam sich so gebrochen und elend vor, als müsse er nun eine Ewigkeit ruhen, schlafen, sich schämen. Kopf und Augen taten ihm weh und er fühlte nicht einmal so viel Kraft in sich, um aufzustehen und weiter zu gehen.

Plötzlich kam wie eine verspätete, flüchtige Welle ein Anflug der vorigen Lustigkeit zurück; er schnitt eine Grimasse und sang vor sich hin:

O du lieber Augustin,
Augustin, Augustin,
O du lieber Augustin,
Alles ist hin.

Und kaum hatte er ausgesungen, so tat ihm etwas im Innersten weh und stürmte eine trübe Flut von unklaren Vorstellungen und Erinnerungen, von Scham und Selbstvorwürfen auf ihn ein. Er stöhnte laut und sank schluchzend ins Gras.

Nach einer Stunde, es dunkelte schon, erhob er sich und schritt unsicher und mühsam bergabwärts.

Herr Giebenrath hatte ausgiebig geſchimpft, als ſein Bub zum Nachteſſen ausgeblieben war. Als es neun Uhr wurde und Hans noch immer nicht da war, legte er ein lang nicht mehr gebrauchtes, ſtarkes Meerrohr bereit. Der Kerl meinte wohl, er ſei der väterlichen Rute bereits entwachſen? Der konnte ſich gratulieren, wenn er heimkam!

Um zehn Uhr verſchloß er die Haustüre. Wenn der Herr Sohn nachtſchwärmen wollte, konnte er ja ſehen, wo er bliebe.

Trotzdem ſchlief er nicht, ſondern wartete mit wachſendem Grimm von Stunde zu Stunde darauf, daß eine Hand die Klinke probiere und ſchüchtern an der Glocke ziehe. Er ſtellte ſich die Szene vor — der Herumtreiber konnte ja was erleben! Wahrſcheinlich würde der Lausbub beſoffen ſein, aber er würde dann ſchon nüchtern werden, der Bengel, der Heimtücker, der elendige! Und wenn er ihm alle Knochen abeinander hauen mußte.

Endlich bezwang ihn und ſeine Wut der Schlaf.

Zu derſelben Zeit trieb der ſo bedrohte Hans ſchon kühl und ſtill und langſam im dunklen Fluſſe talabwärts. Ekel, Scham und Leid waren von ihm genommen, auf ſeinen dunkel dahintreibenden,

ſchmächtigen Körper ſchaute die kalte, bläuliche Herbſtnacht herab, mit ſeinen Händen und Haaren und erblaßten Lippen ſpielte das ſchwarze Waſſer. Niemand ſah ihn, wenn nicht etwa der vor Tagesanbruch auf Jagd ziehende ſcheue Fiſchotter, der ihn liſtig beäugte und lautlos an ihm vorüberglitt. Niemand wußte auch, wie er ins Waſſer geraten ſei. Er war vielleicht verirrt und an einer abſchüſſigen Stelle ausgeglitten; er hatte vielleicht trinken wollen und das Gleichgewicht verloren. Vielleicht hatte der Anblick des ſchönen Waſſers ihn gelockt, daß er ſich darüber beugte und da ihm Nacht und Mondbläſſe ſo voll Frieden und tiefer Raſt entgegenblickten, trieb ihn Müdigkeit und Angſt mit ſtillem Zwang in die Schatten des Todes.

Am Tage fand man ihn und trug ihn heim. Der erſchrockene Vater mußte ſeinen Stock beiſeite tun und ſeinen angeſammelten Grimm fahren laſſen. Zwar weinte er nicht und ließ ſich wenig merken, aber in der folgenden Nacht blieb er wieder wach und blickte zuweilen durch den Türſpalt zu ſeinem ſtillgewordenen Kinde hinüber, das auf einem reinen Bette lag und noch immer mit der feinen Stirn und dem bleichen, klugen Geſicht ſo ausſah, als wäre es etwas Beſonderes und habe das eingeborne

Recht, ein anderes Schicksal als andere zu haben. An Stirn und Händen war die Haut ein wenig bläulichrot abgeschürft, die hübschen Züge schlummerten, über den Augen lagen die weißen Lider und der nicht ganz geschlossene Mund sah zufrieden und beinahe heiter aus. Es hatte das Ansehen, der Junge sei plötzlich in der Blüte gebrochen und aus einer freudigen Bahn gerissen, und auch der Vater erlag in seiner Müdigkeit und einsamen Trauer dieser lächelnden Täuschung.

Die Beerdigung zog eine große Zahl von Mitgängern und Neugierigen an. Wieder war Hans Giebenrath eine Berühmtheit geworden, für die sich jeder interessierte, und wieder nahmen die Lehrer, der Rektor und der Stadtpfarrer an seinem Schicksal teil. Sie erschienen sämtlich in Gehröcken und feierlichen Zylindern, begleiteten den Leichenzug und blieben am Grabe einen Augenblick stehen, untereinander flüsternd. Der Lateinlehrer sah besonders melancholisch aus und der Rektor sagte leise zu ihm: „Ja, Herr Professor, aus dem hätte etwas werden können. Ist es nicht ein Elend, daß man gerade mit den Besten fast immer Pech hat?“

Beim Vater und der alten Anna, die ununter-

brochen heulte, blieb der Meiſter Flaig am Grabe zurück.

„Ja, ſo was iſt herb, Herr Giebenrath," ſagte er teilnehmend. „Ich habe den Buben auch lieb gehabt."

„Man begreift's nicht," ſeufzte Giebenrath. „Er iſt ſo begabt geweſen, und alles iſt ja auch gut gegangen, Schule, Examen — und dann auf einmal ein Unglück übers andere!"

Der Schuhmacher deutete den durchs Kirchhoftor abziehenden Gehröcken nach.

„Dort laufen ein paar Herren," ſagte er leiſe, „die haben auch mitgeholfen, ihn ſo weit zu bringen."

„Was?" fuhr der andere auf und ſtarrte den Schuſter zweifelnd und erſchrocken an. „Ja, Sackerlot, wieſo denn?"

„Seien Sie ruhig, Herr Nachbar. Ich hab' bloß die Schulmeiſter gemeint."

„Wieſo? Wie denn?"

„Ach, nichts weiter. Und Sie und ich, wir haben vielleicht auch mancherlei an dem Buben verſäumt, meinen Sie nicht?"

Über dem Städtchen war ein fröhlich blauer Himmel ausgeſpannt, im Tale glitzerte der Fluß, die Tannenberge blauten weich und ſehnlich in die

Weite. Der Schuhmacher lächelte fein und traurig und nahm des Mannes Arm, der aus der Stille und seltsam schmerzlichen Gedankenfülle dieser Stunde zögernd und verlegen den Niederungen seines gewohnten Daseins entgegenschritt.

Ende

Im gleichen Verlage ist erschienen:

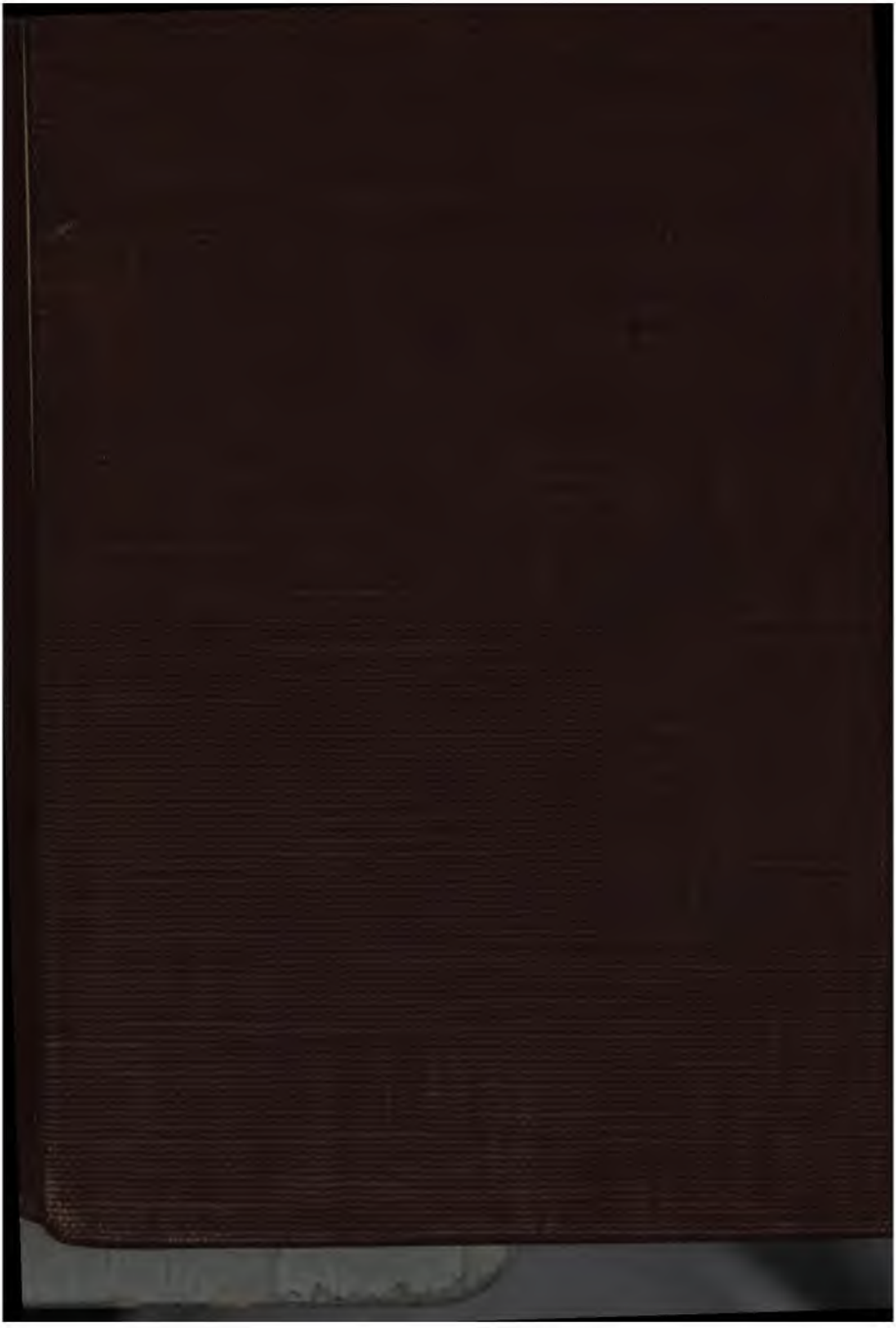
Hermann Hesse: Diesseits

Novellen. Inhalt: Aus Kinderzeiten / Die Marmorsäge / Heumond / Der Lateinschüler / Eine Fußreise im Herbst.

16. Aufl. Geh. M. 3,50, geb. M. 4,50, Lederband M. 6,–

Wie man etwa Eduard Mörikes Gedichte lesen sollte, an einem stillen, schönen Sommertage im Grase liegend, der Zeit und jeder Alltäglichkeit weit entrückt, ruhevoll nur sich und dem Weben der leise schaffenden Natur lauschend, in solcher Sonntagsstimmung sollte man Hermann Hesses neuen Novellenband „Diesseits" lesen. (Neue Zürcher Zeitung)

Wie lange habe ich mich darauf gefreut, dieses Buch anzuzeigen! Eine erlesene Schar der Novellen Hesses, die verstreut in Zeitschriften lagen, in einem Bande gesammelt in Händen zu halten, zu eigen zu haben wie Hausschwalben, die ihr Nest an unserem Dache sich bauen. Es ist ein stilles, vornehmes und unsäglich schönes Buch geworden, das man ehrfürchtig in die Hand nimmt, ehrfürchtig aus der Hand legt, still, ergriffen, nachdenklich, voll einer Liebe zu dem Menschen, der ein so starkes, reines Herz hat und es so lauter schenkt. Hermann Hesse bedeutet einen Gipfelpunkt deutscher Erzählerkunst. (Münchener Zeitung)

Das neue Buch Hesses ist in der Wiedergabe des ganzen Naturlebens, in dem der fühlende Mensch so gern eine Begleitung seiner Stimmungen findet, ein wahres Offenbarungsbuch, das kein in die Natur hinauslauschender Liebhaber des Schönen und Erhabenen sich sollte entgehen lassen. (Der Bund, Bern)

A. Seydel & Cie., G. m. b. H., Berlin S.W.